

E 6197 F

1. Expl. Farb

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

2

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1968



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1968

19. Jahrgang

Zweites Heft — April / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETEK HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Randecker Maar

Aufnahme Holder

INHALT

Max Eyth in London	117
Die Alb zwischen Randecker Maar und Jusi – Aufbau, Schutz und Pflege Von Oswald Rathfelder	120
Höhlen- und Karstforschung im Umkreis der Teck Von Hans Binder	133
Motiv aus Altkirchheim Zeichnung von Daniel Jangl	138
Die Befestigung der Stadt Kirchheim im 16. Jahrhundert Von Werner Fleischbauer	139
Die städtebauliche Entwicklung von Kirchheim, dargestellt an Stadtplänen und Luftbildern Von Gerhart Kilpper	149
Die Schwäbische Dichterschule Von Gerhard Storz	157
Herzogin Franziska in Kirchheim Von Ernst Müller	164
Die Vor- und Frühgeschichte von Kirchheim unter Teck Von Hartwig Zürn	166
Unterwegs zur hauswirtschaftlichen Hochschule Von Carl Mayer	167
Die Teck Aus Hölderlins Gedicht	170
Das älteste Matrikelbuch der Pfarrei Kösing Von P. Paulus Weißenberger OSB ..	171
Karl Götz 65 Jahre	173
Buchbesprechungen	174

Beilagenhinweis:

Diesem Heft sind zwei Prospekte des W. Kohlhammer Verlags, Stuttgart, beigelegt. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Max Eyth in London

Ein unbeschreiblich stiller Sonntag brachte meine erregten Nerven zur Ruhe, wenigstens äußerlich. Im Innern brauste noch immer die See, die Häuser im Square schwankten ein wenig, wenn ich sie nicht scharf ansah, und ein nagender Gedanke wollte sich nicht verscheuchen lassen. Ich hatte meine Überfahrt noch immer nicht bezahlt! Wenn es mir nun recht schlecht ging in diesem unbegreiflichen Land, mußte ich nicht fortwährend denken: ‚Geschieht dir ganz recht! Ein Mensch, der nicht einmal seine Überfahrt bezahlt hat!‘ Nachmittags ging ich sechs- bis achtmal um die gotische Kirche herum spazieren und besah mir die vier Spitzen des trutzigen Turms von allen Seiten. Das englische Glockengeläute, ein regelmäßiges Anschlagen von drei glockenhellen Tönen – Prim, Quint, Terz, Prim, Quint, Terz –, das dreißig Minuten lang fort dauert und dann wieder von neuem beginnt, kann den hartgesottensten Sünder mürbe machen. Es wurde gegen Abend auch mit mir schlimmer. Ich schüttete endlich der mütterlichen Freundin meines Schwagers das ganze Herz aus; sie schien sofort bereit, auch mir Mutter zu werden, und richtete mich mit heiteren Trostesworten auf, soweit ich sie verstand. Das sei ganz einfach! Ich könne ja morgen meinen ersten Ausflug nach der Unteren Themsestraße machen, das Bureau der Antwerpener Dampfer aufsuchen und alles regeln. So konnte ich mein englisches Leben wenigstens als ehrlicher Mann beginnen. Ich schlief meine erste Nacht auf englischem Boden, in einem Riesenbett, getröstet, wie ein Sack.

Als wackerer junger Deutscher kaufte ich mir am frühen Morgen einen Stadtplan und machte mich zu Fuß auf den Weg nach den Katharinendocks. Solange ich niemand zu fragen brauchte, ging alles vortrefflich. Die end- und zahllosen Straßen wurden wieder enger, der Lärm lauter, das Gedränge dichter. Gegen zehn Uhr erreichte ich den Platz vor der „Bank“. Hier,

wenn irgendwo, ist der Mittelpunkt der Welt dieses Jahrhunderts. Man spürt es ordentlich. Staunend, halb betäubt betrachtete ich das wirre Bild . . .

Jetzt wurde das Gedränge schmutziger. Der Themse nebel hing hier noch in den Straßen, und die riesigen Warenhäuser mit ihren Schätzen aus Ceylon und Kuba, aus Hongkong und Callao neigten sich schwarz und schwermütig gegeneinander. Düstere Geldprotzen, die still brütend der Welt Arbeit geben und Bewegung. ‚Wer weiß, vielleicht auch mir‘, dachte ich und sah sie etwas scheu an. Sie gefielen mir nur halb. Nun war’s mit dem Stadtplan zu Ende. Dort gähnte mir das schwarze Loch entgegen, durch das ich gestern meinen Einzug in England gehalten hatte. Ich mußte fragen. Ein hastig vorbeirennender Handlungsgehilfe hatte keine Zeit, zu antworten. Ein vierschrötiger, gutartiger Packträger rief zwei andre herbei. Zu dritt berieten sie, in welcher Sprache ich mit ihnen zu verkehren versuche. Und es war mein bestes Gymnasial-englisch, „made in Germany“ (in Deutschland gemacht), eine allerdings damals noch nicht übliche Bezeichnung! Die Verhältnisse wurden mehr und mehr hoffnungslos, bis uns ein deutscher Indigoagent mit einem riesigen Notizbuch und prächtig blauen Fingern aus einem Kellerloch heraus zu Hilfe kam. Es ergab sich, daß ich nur drei Häuser von dem Bureau entfernt war, das ich suchte: dort, gegenüber der Trinkstube mit der roten Laterne über der Türe.

Das schwarzbraune Haus, dessen blauschwarze Fenster nie einen Lichtstrahl aufgefangen zu haben schienen, war ein Labyrinth von Gängen und engen Treppen. Überall brannte Gas; es wäre sonst nicht bewohnbar gewesen. Zahllose Türen und Türchen gingen auf die Gänge und waren in alle Winkel eingebaut. Auf jeder stand auf Milchglas, in schwarzen schmucklosen Buchstaben der Name einer Firma, einer

Gesellschaft, eines Unternehmens in fernen Ländern – Nevada, Singapore, Neufundland, Mexiko, Sidney, Kairo, Valparaiso – alles, was die glühende Sonne bescheint, schien in dem schwarzen Loch zu hausen. In einer Ecke des ersten Stocks fand ich meine Antwerpener Freunde. Es war mir, als fände ich alte, liebe Bekannte. Ich trat ohne weiteres ein, da die Tür fortwährend auf und zu ging.

Eine mit Schaltern versehene Glaswand trennte einen langen schmalen Streifen des niederen Saales ab und schied die Besucher von den Beamten, die hinter den Glasscheiben hausten. Aus dem ersten offenen Schieb- fenster winkte mir jemand. Was ich wolle? Ich begann zu erklären. Nach ein paar Worten, die ich mutig und erfolgreich zusammengestellt hatte, unterbrach er mich. „Sie brauchen den Kassier! Dritter Schalter, rechts!“ Wie der Mensch das wissen konnte? Ich war ja noch gar nicht so weit mit meiner Erklärung. Aber er war fertig mit mir und sprach schon mit meinem Hintermann in jenen fürchterlichen, end- losen Worten, die mir in diesen ersten Tagen so viel Sorge machten und von denen jedes, wie sich später herausstellte, einen ganzen Satz bedeutete. Wie soll man aber wissen, wo ein Wort aufhört und das näch- ste anfängt, wenn man sie nicht gedruckt sieht?

Ich übersetzte bereits am dritten Schalter rechts mit Anspannung aller Geisteskräfte und möchte gerne für den Gebrauch späterer blinder Passagiere das Ge- spräch mit dem alten Kassier, der mich mit verwir- render Aufmerksamkeit anstarrte, wörtlich wieder- geben. Allein ich fühle mich, angesichts einer großen literarischen Schwierigkeit, fast ratlos. Meinen deut- schen Bericht mit englischen Bruchstücken – und was für Bruchstücken! – zu schmücken, ist geschmacklos. Auch würden sie auf den deutschen Leser nicht ent- fernt den Eindruck machen, der das mürrische Gesicht des Kassiers nach und nach erheiterte. Am nächsten komme ich wohl meinem Ziele, wenn ich unser bei- derseitiges Englisch möglichst wörtlich und wahrheits- getreu in mein geliebtes Deutsch übertrage.

„Ich komme“, begann ich, „ich tue kommen, bezah- len wollend ein Billett Antwerpen–London, dasselbige nicht bezahlt habend für das Überfahrt am Sams- tag.“ Dies schien mir ziemlich gut, namentlich hatte ich das Gefühl, gewisse charakteristische Sprachfein- heiten mit großem Erfolg angebracht zu haben.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Kassier brüsk, wie wenn er keine Zeit hätte, Sprachfeinheiten zu würdi- gen.

„Ich tue wünschen, bezahlt zu haben ein Billett Ant- werpen–London, dasselbige nicht habend gekauft zu rechter Zeit und dennoch mich befindend in England,

unbezahlt. Samstag – ‚Nordischer Walfisch‘ –“, fügte ich noch erklärend bei, ohne weitere Satzbildungen zu versuchen.

Dies war doch, sollte ich meinen, deutlich. Aber an- statt mich zu verstehen, fing der alte Herr an, die Ge- duld zu verlieren. Wahrscheinlich war er kein Eng- länder.

„Antwerpen–London – Billett bezahlen!“ rief ich mei- nerseits laut und etwas ärgerlich. Es war unangenehm, wenn man sein Möglichstes tut, als ehrlicher Mensch zu handeln, auf solch erschwerende Hindernisse zu stoßen.

„Aha“, rief der Kassierer jetzt erfreut. „Welche Klasse?“

„Zweite Klasse!“ antwortete ich, ebenfalls zur Ver- söhnung die Hand bietend.

„Sechzehn Schilling sechs Pence!“ sagte er in ge- schäftsmäßigem Singsang, stempelte mit einem Knall ein Billett und warf es durch den Schalter. In groß- gedruckten Lettern stand auf dem roten Papierstrei- fen: London nach Antwerpen. Zweite Klasse.

„Nein, nein, nein!“ rief ich entsetzt. „Ich wollen nicht London nach Antwerpen, ich wollen bezahlen Antwerpen nach London. Ich wollen nur bezahlen, ich wollen nicht reisen; habend schon gereist vom Kontinent nach England. Bezahlen! Antwerpen nach London. Verstehen Sie?“

„Aber der Kuckuck, Sie sind ja in London!“ Er sah mich besorgt an. Es ging ihm ein Licht auf: mit mir war es offenbar nicht ganz richtig.

„Das der Fehler, mein Herr!“ sagte ich, mich inner- lich zur Ruhe ermahnend. „Ich in London, habend nichts bezahlt am andern Ende, und wünschen zu be- zahlen Passage, Überfahrt. Verstehen Sie? Antwer- pen–London!“

Er streckte jetzt den Kopf aus dem Schalter, um mich deutlicher zu sehen. Solche Leute waren ihm noch nie vorgekommen. Er hatte sichtlich begriffen und wurde freundlich.

„Na nu!“ sagte ich fast schmeichelnd, indem ich ein- undzwanzig Franken auf das Zahlbrett legte.

„Ja, lieber Freund“, sagte er nach einer langen Pause, in der er mich vollständig eingesogen hatte, langsam und sichtlich bemüht, verstanden zu werden. „Wir verkaufen hier keine Billette für die Fahrt von Ant- werpen nach London. Da müssen Sie wieder nach Antwerpen fahren, und ich glaube, es wäre für Sie das beste. Oder wenn Sie mit dem Kapitän des Schiffes sprechen wollten; vielleicht nimmt der Ihr Geld. Hier können wir’s nicht brauchen.“

„Aber der Teufel! Wo finde ich den Kapitän in dieser großen Stadt?“ rief ich erregt.

„Sie brauchen nicht zu fluchen, wackerer junger Mann“, antwortete der Kassier, sanft den Kopf schüttelnd; „Sie sind eine Merkwürdigkeit. Wenn ich Zeit hätte, würde ich Ihnen suchen helfen. Jack, wo ist Kapitän Brown?“

„Er sitzt drüben im ‚Goldenen Drachen!‘“ piepste eine dürre Jungenstimme aus einer Ecke des Bureau. „Haben Sie’s gehört? Haben Sie verstanden? Drüben über der Straße, unmittelbar über der Straße! Im ‚Goldenen Drachen‘. Brown wird Ihr Geld schon nehmen, wenn Sie ihm zusprechen. Adieu!“

Ich dankte dem braven Herrn in unartikulierten Lauten und fand mich erfolgreich über die Straße in die düstere Schenkstube des „Goldenen Drachens“. Ein langer Schenktisch trennte auch sie in zwei Hälften. Auf der einen Seite, deren Hintergrund, halb Keller, halb Apotheke, mit einem phantastischen Aufbau von Fässern und Flaschen geziert war, befanden sich sechs elegant gekleidete Damen mit großartigen Chignons (Haarwülsten), die sich bemühten, vierundzwanzig weniger elegante Gäste auf der andern Seite feucht zu erhalten. Auch hier brannte Gas. Alles stand, alles schwatzte, lachte und trank; schwarze, braune und goldgelbe Biere, wunderliche Weine, heiße und kalte gebrannte Wasser aller Art, aus denen die Damen mit großer Behendigkeit dampfende Gemische brauten. Und alles war für mich neu, fremd, unheimlich. Hier galt es nun, Kapitän Brown zu finden, dessen Bild, wenn ich es je aufgefaßt hatte, mir in den Tiefen der Seekrankheit völlig entschwunden war. Ich beobachtete eine Zeitlang meine Umgebung und entdeckte nichts Ermutigendes; rote Nasen, tiefende Augen, scheinbar halb betrunkene Matrosen, ein paar ältere Damen von unzweifelhafter sozialer Stellung; aber auch einige anständig aussehende Herren, die hereinhuschten, rasch und stumm ein Glas leerten und wieder in den Mittagsnebel hinausstürzten. Meine Beobachtungen führten zu keinem Ergebnis. Es mußte etwas geschehen. Ich stellte mich an den Schenktisch, sah mich um, wie wenn ich die ganze Gesellschaft freihalten wollte, und rief laut: „Kapitän Brown! Kapitän Brown!“

Mein Nachbar, ein kleiner, dicker Mann mit Riesenknöpfen an seiner Jacke, die aus dem Fell eines unbekanntes wilden Tiers gemacht zu sein schien, drehte sich langsam um.

„Ich bin Kapitän Brown. Was wollen Sie von mir?“ Viktoria! Aber jetzt galt es wieder, sprachlich zu glänzen. Die ganze Schenke lauschte gespannt.

„Ich bezahlen wollen Billett Antwerpen–London; sechzehn Schilling sechs Pence!“ begann ich entschlossen. „Zweite Klasse. Verstehen Sie?“

„Ich bin nicht der Purser!“ sagte der kleine Mann mit düster werdender Miene. „Da müssen Sie ins Bureau hinauf. Dort sitzt das Federvolk. Der dritte Schalter, rechts! Fragen Sie nach Mister Whitley.“

„Aber ich tue kommen von Mister Whitley“, erklärte ich. „Ich tue wünschen sprechen mit Sie, Kapitän Brown, nicht habend bezahlt meine Passage.“

Nach einer Viertelstunde harter Arbeit, an der sich der größte Teil der Gesellschaft beteiligte, verstanden wir uns; aber der Schweiß stand mir auf der Stirn.

„Well“, sagte der Kapitän, „Sie sind eine Kuriosität. Wenn Sie mit Gewalt wollen: her mit dem Geld! Man muß die Ehrlichkeit bei diesen Ausländern ermutigen.“

Er steckte meine einundzwanzig Franken mit wohlwollendem Lachen und unbesehen in die offene Tasche und schüttelte mir die Hand. „Was wollen Sie nehmen? Ein Glas Ale? Einen Sherry? Hallo, Jungen!“ – Der Kapitän schien plötzlich von Freunden umringt zu sein. – „Was wollt ihr nehmen? Brandy? Whisky? Ale, Porter, Stout? Jeder nach Belieben: ich bezahle. Wir trinken auf die Gesundheit dieses Gentleman, meines Freundes. Mister Dingsda. Wie heißen Sie?“

Sie begrüßten mich alle freudig. Der Kapitän erzählte sechsmal hintereinander – eine prächtige sprachliche Übung mit kostenlosen Repetitionen für mich –, wie er seinen neuen Freund gewonnen habe. Sie begrüßten mich aufs neue mit allen Zeichen wohlwollender Herablassung und erzählten sich untereinander, wie Kapitän Brown zu seinem neuen Freund gekommen war. Die feinste der Damen hinter dem Schenktisch wechselte das Zwanzigfrankenstück in ehrliches englisches Geld um. Wer beim ersten Umtrunk Bier genommen hatte, nahm beim zweiten ein Glas Whisky und umgekehrt. Ich selbst wollte heute nicht schon wieder, und so früh am Tag, Ale trinken. Es war mir von Antwerpen her noch zu wohl in Erinnerung. Ich wählte Sherry. Es war ja ebenfalls ein nationales Getränk der Engländer, und die kleinen Weingläschen, die hierfür üblich sind, ließen ein Experiment leichter ausführen und gefahrloser erscheinen. Der Kapitän zahlte alles aus der Tasche, in der sich mein Überfahrtsgeld befand. Er duldet keine Einrede.

„Also nochmals und zum Schluß, meine Herren“, rief er, „auf die Gesundheit dieses Gentleman.“ Ich hatte in dieser Stunde einen Freund fürs Leben gewonnen, was ich erst zwölf Jahre später an der Küste von Peru erfahren sollte.

Aus der Erzählung von Eyth, „Der blinde Passagier“.

Die Alb zwischen Randecker Maar und Jusi - Aufbau, Schutz und Pflege

Von Oswald Rathfelder

Der mittlere Neckarraum mit seinen 2,1 Millionen Einwohnern besitzt in der ihm benachbarten Schwäbischen Alb ein hervorragendes Erholungsgebiet. An schönen Sonn- und Feiertagen sind allein auf der „Schopflocher Alb“ 20 000 Kraftfahrzeuge keine Seltenheit. Weitsichtige Planungen haben bald nach Erlaß des Naturschutzgesetzes Teile dieser herausgehobenen Alblandschaft als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen, so zum Beispiel das Neidlinger Tal auf den Gemarkungen Neidlingen, Hepsisau, Weilheim/T. durch eine Verordnung des Landratsamts Nürtingen vom 24. 4. 1939; die „Erkenbrechtsweiler Berghalbinsel-Jusi“ durch eine Verordnung des Kultministeriums als höherer Naturschutzbehörde vom 25. 10. 1939; die Schopflocher Berghalbinsel mit den Hängen der Teck und den Sommerschafweiden auf den Gemarkungen Bissingen, Gutenberg, Oberlenningen, Ochsenwang, Owen, Schopfloch, Unterlenningen, sowie der Limburg mit Umgebung, die Sulzburg, das Tiefenbachtal, das Donzdorfer Tal durch Verordnung des Landratsamts Nürtingen vom 22. 10. 1942. Diese Schutzgebiete haben eine Flächengröße von 6840 ha. Durch sie konnten Veränderungen ferngehalten werden, die „das Landschaftsbild verunstalten, den Naturgenuß beeinträchtigen oder die Natur schädigen“.

Um den steigenden motorisierten Druck besser steuern zu können, wurden im Interesse der Bewohner und der zahlreichen Erholungssuchenden alle Feld-, Wald- und Wiesenwege gesperrt, Wanderparkplätze geschaffen und markierte Rundwanderwege angelegt. So entstanden hier die ersten „Oasen der Ruhe“ in unserem Land. Jeder naturverbundene Mensch wird von der mannigfachen Schönheit des Landes um Limburg, Teck und Neuffen angezogen. Welch erhabener Ausblick bietet sich von den bekanntesten Traufbergen Jusi, Brucker Fels, Beurener Fels, Breitenstein über das bis 500 m tiefer liegende Albvorland, oder von dem wieder instand gesetzten Reußenstein, Rauber, Heimenstein oder auch dem Gruibinger Wiesle in die quer zum Albkörper verlaufenden tief eingeschnittenen Täler. Wer hätte nicht dabei den Wunsch nach einem größeren Verständnis der Landschaft, nach einem Wissen über

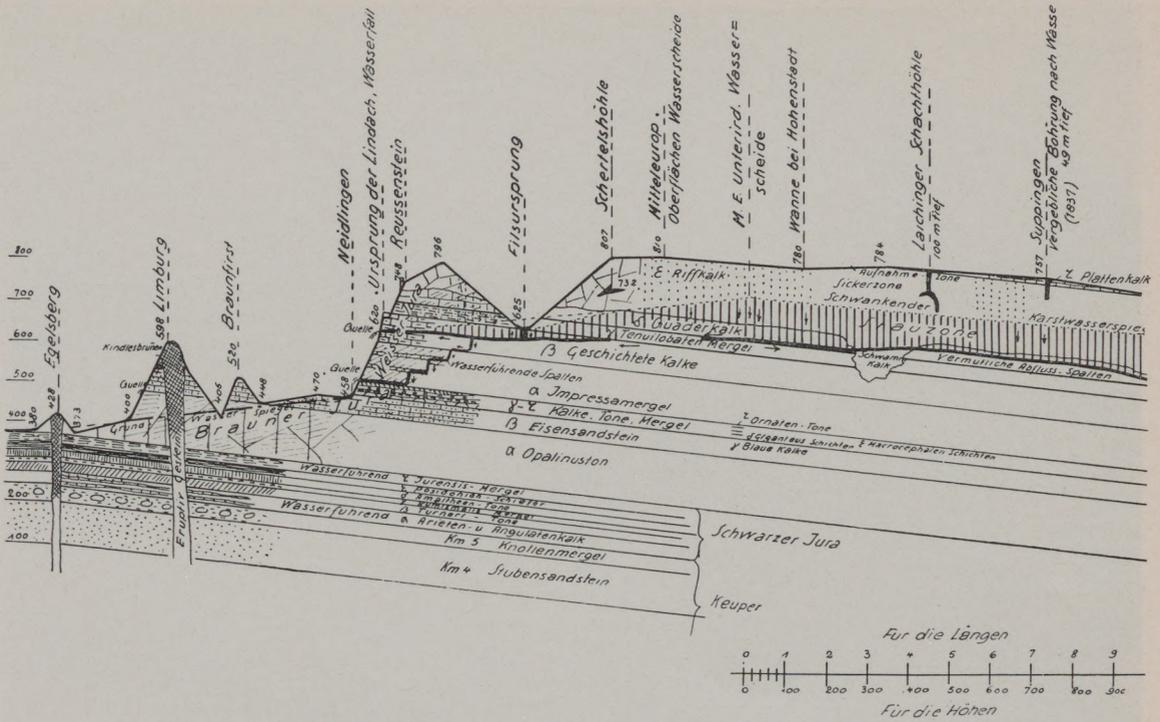
den Aufbau der horizontbildenden geologischen Schichtstufen, dem Gegensatz der Landschaftsformen, den Quellhorizonten, der reichen und wechselnden Flora?

1. Der landschaftliche und geologische Aufbau

Betrachten wir ganz allgemein den geologischen Schnitt durch die Juralandschaft (s. Abb. 1), so läßt sich die klassische Quenstedtsche Einteilung des Schwarzen, Braunen und Weißen Jura in je sechs Glieder, die mit den griechischen Buchstaben α , β , γ , δ , ϵ , ζ bezeichnet werden, in etwa erkennen. Auch hier bilden nur die witterungs- und erosionsbeständigen Lagen in der Landschaft ablesbare Stufen, die je nach dem Abtragungsgrad mehr oder weniger mächtig sind.

a) Der Schwarze Jura

Das flachwellige Albvorland bis hin zu der Filder ebene jenseits des Neckartales besteht aus Schwarzem Jura (Lias). Da seine untersten festen Kalkbänke so weit nach NO vorgeschoben sind, scheinen diese landschaftlich mehr zu den Keuperbergen zu gehören, die in ihrer Schichtung von der Lettenkohle über den Gipskeuper, Schilfsandstein, Bunte Mergel, Kiesel- und Stubensandstein, Knollenmergel und Rät eine Mächtigkeit von ca. 300 m erreichen. Zudem bilden diese vorgeschobenen Ausläufer des unteren Lias Hochflächen, die von diluvialen Lehmen und Lössen überlagert sind und nur an verhältnismäßig steilen Talkanten und Aufschlüssen sichtbar werden. Die schwer erkennbaren Tone, Schiefer und Mergel des mittleren Schwarzen Jura werden von einem ca. 10 m mächtigen festeren Schiefer (Lias ϵ) abgedeckt, der wieder eine landschaftliche Plattenstufe bildet. Diese hat allerdings nicht mehr die gleiche Flächenausdehnung und ist als fast schwarzer, schwer verwitternder Schiefer neben dem hohen Ölgehalt (Ölschiefer) vor allem in der Umgebung von Holzmaden durch die überlieferten Tier- und Pflanzenreste, Fischechsen, Schlangenhalschsen, Krokodile, Flugechsen (Ichthyosaurier) und Palmfarne (Zycadeen) über unser Land hinaus bekannt geworden. Auf Grund der einzigartig erhaltenen Fossil-



1. Schnitt durch die Alb im Bereich Weilheim/Teck-Neidlinger Tal-Filsursprung; überhöht und sehr vereinfacht. Karstwasserführende Schichten sind in den Haupt- und Zwischenstufen hervorgehoben. Nach H. Vatter.

funde wurden am 24. 9. 1938 große Flächen (7500 ha) der Lias-ε-Platte östlich der Lauter bis einschließlich Bad Boll als „Versteinerungsschutzgebiet Holzmaden“ in das Reichsnaturschutzbuch eingetragen, um sie so für die wissenschaftliche Auswertung sicherzustellen. Bei Grabarbeiten im Schiefer darf der Schieferbruch nur in der bisher üblichen Form der Handarbeit weitergeführt werden. Der Baggerbetrieb ist verboten.

Nirgends im Albvorland ist der Schwarze Jura so mächtig wie im Gebiet der mittleren Alb (90–100 m). Die Meeresküste des Jurameeres, das vor ca. 175 Mill. Jahren als „eine vorübergehende Brücke zwischen dem südlichen Mittelmeer und dem Eismeer mit mehreren breiten Armen und Einzelbecken“ entstanden war, wanderte gegen Südosten und überschwemmte langsam das untertauchende Festland.

b) Der Braune Jura

Im Gegensatz zum Schwarzen Jura des flächigen Albvorlandes ist der Braune Jura unmittelbar an den Albfuß gebunden. Eine typische Braunjuraland-

schaft mit den gerundeten und bewaldeten Hügelformen finden wir, bis auf wenige Kilometer an das Neckartal vorspringend, im Bereich des Tiefenbach-, Steudach- und Autmüttals. Diese tonigen Böden enthalten nur wenige Sand- und Kalksteinbänke. Die reichlichen Niederschläge der Staubewölkung am Alb- rand fließen als Oberflächenwasser ab und können oftmals zu Geländerutschungen führen. Georg Wagner spricht von den „tönernen Füßen“ der Alb, die auch beim Autobahnbau zwischen Aichelberg und Gruibinger Sattel erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Bei freiem Luftzutritt und an hängigen Lagen zerfallen die schiefrigen Letten in einen schweren aber fruchtbaren Boden, der besonders für Wiesen und Waldbau geeignet ist. Quenstedt hält 1864 in seinen „Geologischen Ausflügen“ diese Opalinustone (Braunjura α) für den Weinbau besonders geeignet. Die Weinberge auf der Südseite der Limburg und des Hohenneuffens (Täleswein) erklären sich so. In neuester Zeit ist der Opalinuston für die Baustoffindustrie (Blähtonwerke) interessant geworden.

Landschaftlich fällt besonders die härtere Eisensand-



2. Noch nicht aufgeforstete Hangwiesen am Hohenneuffen.

Aufnahme Holder

steinstufe (Braunjura β) auf. In dieser festen Deckplatte findet man Geröll und Trümmergestein, so daß angenommen wird, daß es sich um noch küstennahe Bildungen handelt.

Die Albhöhenstraße von Metzingen über die Geländeschulter des Jusi (Kohlberg–Kappishäusern) und die Fortsetzung ostwärts von Neuffen über Beuren–Balzholz benutzt die Stufenbildung der harten Blauen Kalke (Braunjura γ). Für die Landschaft sind noch die Ornatentone (Braunjura ζ) mit ihren Quellhorizonten an der Nahtstelle zum Weißen Jura zu erwähnen, deren Vernässungen und Sümpfe an der entsprechenden Flora leicht erkenntlich sind. Der Braunjura ist im östlichen Gebietsteil etwas mächtiger, im ganzen 280–300 m, wovon der Opalinuston allein ca. 120 m erreichen kann.

c) *Der Weiße Jura*

Die ca. 400 m mächtigen Kalkgesteine des Weißen Jura bilden die eigentlichen Steilhänge des Albtraufes. Dieser felsige Hauptbestandteil des Albkörpers ist durch die Kalkausscheidung aus klarem Meerwasser entstanden, nachdem im Ausgang der Braunjurazeit das Festland noch mehr abgesunken war. Die Schwamm- und Korallenbildungen, die vor allem in den oberen Schichten feststellbar sind, deuten auf eine verhältnismäßig hohe Wassertemperatur. Die Aussichtsfelsen der herausgewitterten „Schwammstotzen“ entlang des Lenninger Tales bis hin zur Pfulb des Neidlinger Tales und des Breitensteins sind als lebende Schwammkolonien auf den mehr und mehr absinkenden Ablagerungen des Meeresgrundes emporgewachsen. Diesen „Massenkalken“ fehlt des-



3. Das Randecker Maar. – Der Maarkessel zwischen Randeck-Hof, Ziegelhütte und Ochsenwang ist deutlich erkennbar. Der Zipfelbach hat sich rechts v-förmig in das Maar eingegraben. Den Albtrauf bilden Breitenstein und Auchtert. Luftbild Strähle Nr. 32712 vom 12. 3. 1938

halb meist jegliche Schichtung. Sie sind in die klassischen Schichtstufen schwer einzuordnen.

Im Gegensatz zu der Westalb setzt die Verschwammung in unserem Gebiet erst allgemein im Weißjura δ ein, zeitweise aber auch in den noch höheren Schichten, so daß verschieden hohe Felskränze am Albtrauf übereinanderliegen können. Zwischen die harten Kalksteinbänke sind immer wieder Ton- und Mergellagen eingeschoben. Die wohlgeschichteten Kalke des Weißen Jura β , die auf der Westalb die eigentliche Albkante und auf der Reutlinger Alb eine breite Hangstufe bilden, erkennt man nur noch schwach auf der Südseite des Teckrückens. R. Gradmann gibt hierfür der stärkeren Abtragung durch den näher gerückten Neckar die Schuld.

Landschaftlich ist der Weiße Jura häufig an der Waldgrenze über den Hangwiesen des Braunjura zu erkennen (Abb. 2). Schon der Geologe, Pfarrer Engel, schreibt: „Wo auf die gerundeten Vorhügel des

Braunjura die eigentliche Alb aufsetzt, wo die Steilhalden mit dem Buchenwald beginnen und bei Besteigung solcher Höhen der Schweiß anfängt, da sind wir in den ‚Impressa-Mergeln‘ (Weißjura α).“ Leider wird diese reizvolle Übergangszone in letzter Zeit mehr und mehr aufgepflanzet und gibt so dem charakteristischen Buchenhangwald einen dunklen „Trauerrand“.

2. Der Vulkanismus

Neben den landschaftsformenden Wirkungen der geologischen Schichtstufen aus der Jurazeit und deren anschließenden langen Abtragungszeit (ca. 140 Mill. Jahre) hat der Vulkanismus in der Tertiärzeit den mittleren Albtrauf besonders geprägt. Seit den ersten Untersuchungen Brancos, der 1894/95 ca. 125 „Vulkan-Embryone“ in der mittleren Alb feststellte, sind weitere Vulkanschlote gefunden worden. Da die



4. Das Randecker Maar. – Blick vom südlichen Maarrand über den Zipfelbacheinschnitt zur Limburg. Aufnahme Rathfelder 28. 3. 1968

Basaltlava jedoch nirgends bis zur Oberfläche durchgedrungen ist, sind die Explosionsschlote oftmals überdeckt. Trotzdem kennt man heute dank geomagnetischer Vermessungen über 250.

Branco bezeichnete das mit vulkanischer Asche verkittete Trümmergestein in den Explosionsschlotten als Basalttuff. Es wird angenommen, daß bei der teilweisen Erstarrung des Magmas Gase freigesetzt werden, die die darüberliegenden Gesteinsschichten „wie in Schußkanälen durchschlugen, das Anstehende mitrissen und vielleicht auch ausschmolzen und so die Schlote gelegentlich bis zu einem Kilometer Durchmesser erweiterten. Aus dieser Entstehungsperiode erklärt es sich wahrscheinlich, daß das Nebengestein meist ganz unberührt blieb und etwa geschichteter Weißer Jura ungestört an die Röhrenausfüllung stößt“ (Schwenkel 1950, s. Abb. 7). Brocken von Weißem Jura sind die auffälligsten Einschlüsse im Basalttuff und können tief in die Schlote hinunterreichen. So ist bei dem einzigen bis jetzt nördlich des Neckars liegenden Vulkanschlot bei Scharnhäuser (seit 16. 1. 1968 als Naturdenkmal geschützt) noch Weißer Jura der β -Schichten gefunden worden. Dies kann als Beleg angeführt werden, daß die Alb zur

Zeit der Vulkanausbrüche noch bis in den Stuttgarter Raum gereicht haben muß, und daß seit dieser Zeit (ca. 10 Mill. Jahre) der nördliche Albtrauf um ca. 20 Kilometer zurückgewichen ist. In tausend Jahren also rund zwei Meter. Bei dieser Abtragung und Ausräumung des Albvorlandes durch die Erosionserscheinungen des Wassers haben die Basalttuffpfropfen der Vulkanschlote gegenüber den normalen benachbarten Schichtgesteinen größeren Widerstand geleistet, so daß sich aus den Maarmulden um die Vulkanschlote der Albhochfläche typische „Pfropfenberge“ im Albvorland herausbilden konnten (Randecker Maar – Limburg s. Abb. 1 und 4). Überhaupt bietet unser Gebiet vom Donnstetter Maar – Schopflocher Torfmoor – Randecker Maar (v. Zipfelbach bereits ein Viertel abgetragen – s. Abb. 3) über die Limburg (noch Braunjurahänge) – Egelsberg (abgeflachte Liashänge – s. Abb. 5) und all den anderen Verwitterungskegeln mit dem Namen „Bühle, Bölle und Bohle“, bis zu dem bereits in den Keuperschichten liegenden Scharnhäuser Vulkan, eine einmalige Abtragungsreihe, die durch ihr äußeres Erscheinungsbild zu einer Bereicherung der Landschaft beigetragen hat.



5. Egelsberg bei Weilheim/Teck. – Ein abgeflachter Basalttuffkegel im Schwarzen Jura. Auf der Südseite Weinberge. Aufnahme Rathfelder 28. 3. 1968

3. Das Schopflocher Torfmoor

a) Die Entstehung

Es wird angenommen, daß das einzige Torfmoor der Schwäbischen Alb seine Entstehung dem eben beschriebenen tertiären Vulkanismus verdankt. Durch die Verwitterung des Basalttuffes in den Maarmulden der Vulkanschote entstand auf der Hochfläche der sonst so stark verkarsteten Alb ein wasserundurchlässiger Lehm. In dem nur durch eine Wasserscheide getrennten größten Maarkessel des „Randecker Maars“ (1,2 km Durchmesser) ist ein von Oberflächenwasser gespeister See durch Fossilfunde des damals umgebenden Strauch- und Baumbestandes, sowie der Tierwelt, nachgewiesen. Diese Funde, z. B. dreigelappte Ahornblätter, Bambusarten, Zimtstrauch, Stielfruchtbaum (*Podogonium*), Rhinoceros- und Elefantenzähne befinden sich im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart.

Auch das Schopflocher Torfmoor (Abb. 8) kann sich auf verwittertem Basalttuff aus einem verlandeten See gebildet haben. H. Schwenkel schreibt hierzu 1931 über das Banngebiet Schopflocher Torfgrube: „Das Maar muß früher von einem See ausgefüllt gewesen sein; das beweist die unter dem Torf auftretende Lebermudde, die nach unten in Tonmudde und

schließlich in Ton übergeht. Blattablagerungen, etwa aus der Tertiärzeit, wie sie im Randecker Maar vorkommen, sind bis jetzt nicht nachgewiesen. Der See verlandete und an seine Stelle trat schließlich in der Nacheiszeit ein Braunmoosmoor, das man eher als Hochmoor wie als Flachmoor bezeichnen kann. Schließlich wurde die ganze Mulde von diesem Hochmoor ausgefüllt, das sich uhrglasartig aufwölbte, noch über das ursprüngliche Seebecken hinauswucherte und ein Torflager mit einer Mächtigkeit von bis zu 5 und mehr Metern bildete.

Das im Moor niedergehende Wasser fließt nach außen in Form von kleinen Rinnsalen ab, welche in dem Augenblick, in dem sie den undurchlässigen Untergrund des Basalttuffes verlassen, im klüftigen Kalk in regelrechten Trichtern in der Tiefe verschwinden (vgl. Abb. 12). Der Gesamteindruck ist heute noch der einer flachen Wanne mit einer leichten Aufwölbung in der Mitte und mit Dolinen an den Rändern (‚Wasserfall‘, ‚Dolinen‘ bei dem Kreuzstein und ‚Stauchloch‘). Das Moor ist jetzt, vom ursprünglichen Zustand aus gesehen, eine klägliche Ruine. Der Torf ist bis auf 2 kleine Hügel etwa in der Mitte des Moores abgestochen (vgl. Abb. 10). Auf den Hügeln stehen noch einige Bäume wie Bir-



6. Jusi. – Der größte Vulkanberg des Albtraufes am Ortsrand von Kohlberg. Im Hintergrund der Hohe Neuffen, Beurener Fels und Teck. Luftbild Strähle Nr. 6835

ken, Forchen und Aspen (Abb. 10 u. 11). Auch daneben in dem abgestochenen flachen Gebiet (Streuwiesen) erheben sich einige Forchen oder Birken, die das Landschaftsbild in eigenartiger Weise unterbrechen und den Charakter des Moors schon von ferne andeuten (Abb. 9).“

Auf Anregung der Württembergischen Naturschutzstelle rückte das Moor noch mehr in das Interesse der Naturwissenschaftler, nachdem zuvor Endriß über die „Geologie des Randecker Maares und des Schopflocher Rieds“ in der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft 1889 berichtete und 1922 Bräuhäuser in seinem Begleitwort zum Blatt Kirchheim eine Zusammenfassung der damaligen Ergebnisse gab und den Nachweis für das Entstehen auf Basalttuff von Pfarrer Gußmann bestätigte.

b) *Pollenanalytische Untersuchungen*

Der Botaniker K. Bertsch traf bei seinen sechs Bohrungen 1928 auf Seeablagerungen (Mudde). Unter den

verbliebenen Torfhügeln (s. Abb. 11) hat Bertsch einen Bruchwaldtorf (aus Birke, Erle, Kiefer und Schilffresten) nachgewiesen. An Hand von pollenanalytischen Untersuchungen stellte er fest: „In diesen Torfruinen ist die Wald- und Florengeschichte der Schwäbischen Alb durch die vielen Jahrtausende von der Eiszeit bis zur Gegenwart in einer Vollständigkeit niedergeschrieben, wie wir sie nirgends mehr wiederfinden.“ In einem Diagramm zeigt er folgende Waldentwicklung von der waldlosen letzten Eiszeit bis zur Gegenwart auf: Birken-, Kiefern-, Hasel-, Eichenmischwald- und Buchenzeit. Der Haselgipfel liegt zeitlich bei ca. 8000 Jahren v. Chr., die Buche wird neben der Birke, Kiefer, Hasel, Eiche und Linde in den letzten 1000 Jahren zum beherrschenden Baum. Sanddornpollen können in der ausklingenden Eiszeit ebenfalls nachgewiesen werden. Leider hat Bertsch seine Bohrungen nicht unter die „Seeablagerungen“ fortgesetzt, so daß bis heute eine Bestätigung der Beschaffenheit des Untergrundes fehlt.



7. Basalttuff – Pfpfropfen. – Klare Begrenzung zum anstehenden Weißjura. Am Eingang eines Steinbruchs oberhalb der Neuffener Steige. Aufnahme Rathfelder 28. 3. 1968

c) Die Pflanzenwelt des Moores

In alten Überlieferungen (1784) finden wir die Bezeichnung „Torfwäldchen“ bei Schopfloch, das im Baumbewuchs hauptsächlich aus der Sumpf- und Moorbirke (*Betula pubescens*) bestand. Am 2. Mai 1805 gibt der Landtierarzt Walz folgende Beschreibung: „Die Hauptmasse des Schopflocher Torfs bestehet aus trockenem zusammengepreßtem Torfmoos (*Spagnum palustre*) gemengt mit den vegetabilisch unveränderten Resten der Heidelbeere (*Vaccinia* besonders *oxycoccus*), des Sonnentaus (*Drosera rotundifolia*), der Andromeda (*Andromeda polifolia*), des Komarum (*Comarum palustre*), der kriechenden Wertweide (*Salix incubacia*) und andern Sumpfpflanzen, auch hin und wieder mit den Wurzeln der Birke versehen.“ Nach R. Gradmann war im Ausgang des vorigen Jahrhunderts „die Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*) schon verschwunden, aber die Heidelbeere kam massenhaft vor, auch die Rauschbeere (*Vaccinium uliginosum*) war noch zahlreich, die Preiselbeere (*V. vitilis* IDAEA) wenigstens in einzelnen Exemplaren vertreten. Sonst hatte bereits das Heidekraut (*Calluna vulgaris*) zusammen mit dem Pfeifengras (*Molinia caerulea*) von dem austrocknenden Hochmoor Besitz ergriffen. Die andern Charakterpflanzen des Hochmoors, die Ros-

marinheide, die Rauschbeere, die Preiselbeere und wahrscheinlich auch die auf der Alb so seltene Heidelbeere, der als Insektenfänger berühmte Sonnentau (*Drosera rotundifolia*) sind wohl für immer verschwunden, ein Opfer sinnloser menschlicher Zerstörungswut“.

Gradmann führt u. a. weiter an: „Wenn es aber so weiter geht, werden auch die letzten dürftigen Überbleibsel dieses Naturdenkmals, das Jahrtausende überlebt hatte, binnen kurzem verschwunden sein.“ Ganz so schlimm ist es jedoch nicht gekommen, wie Gradmann offensichtlich unter dem Eindruck des großen Moorbrandes 1913 befürchtete, denn die Pfarrer und Botaniker Schlenker (Geislingen) und Kemmler (Donnstetten) bestätigen 1931 u. a. folgenden Pflanzenbestand: Zerbrechlicher Blasenfarn (*Cystopteris fragilis*), Gemeine Mondraute (*Botrychium Lunaria*), Sumpf-Schachtelhalm (*Equisetum palustre*), Schlamm-Schachtelhalm (*Equisetum limosum*), Einfacher Igelkolben (*Sparganium simplex*), Gemeines Schilfrohr (*Phragmites communis*), Pfeifengras (*Molinia caerulea*), Gefalteter Schwaden (*Glyceria plicata*), Sumpfriet (*Heleocharis palustris*), Breitblättriges Wollgras (*Eriophorum latifolium*), Scheidiges Wollgras (*Eriophorum vaginatum*), Schmalblättriges Wollgras (*Eriophorum polystachyum*), 21 Seggen, 7 Binsen, Kleine



8. Das Schopflocher Torfmoor. – Blick von SO. Auf der landwirtschaftlich genutzten Albhochfläche ist die Grenze des Moores deutlich ablesbar. Über dem Otto-Hofmeister-Haus das „Moorwäldchen“.

Luftbild Strähle Nr. 24212 vom 28. 9. 1936

Wasserlinse (*Lemna minor*), Breitblättriges Knabenkraut (*Orchis latifolius*), Fleischfarbiges Knabenkraut (*Orchis incarnatus*), Eiförmiges Zweiblatt (*Listera ovata*), Kriech- oder Moor-Weide (*Salix repens*), Weichhaarige Birke (*Betula pubescens*), Heide- oder Jungfer-Nelke (*Dianthus deltoides*), Meergrüne Miere (*Stellaria glauca*), Sumpf-Dotterblume (*Caltha palustris*), Gemeine Trollblume (*Trollius europaeus*), Sumpf-Herzblatt (*Parnassia palustris*), Sumpf-Blutauge (*Comarum palustre*), Sumpf-Weidenröschen (*Epilobium palustre*), Gemeine Heidelbeere (*Vaccinium Myrtillus*), Preiselbeere (*Vaccinium Vitis Idaea*), Moosbeere (*Vaccinium Oxycoccus*), Gemeines Heidekraut (*Calluna vulgaris*), Dreiblättriger Fieber-, Bitter- oder Wasser-Klee (*Menyanthes trifoliata*), Sumpf-Vergißmeinnicht (*Myosotis palustris*), Moor-Labkraut (*Galium uliginosum*).

Wenn auch in der Zwischenzeit einige der seltenen Moorpflanzen nicht mehr festgestellt werden konnten, bleibt die Bedeutung des Moores in seinem heutigen Bestand als Naturrelikt für die Alb voll erhalten.

In einer gutachtlichen Äußerung der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Nordwürttemberg, anlässlich eines weiteren Grunderwerbs im Schopflocher Torfmoor, wurde bei einem Moorbesuch am 11. 7. 1963 folgender Pflanzenbestand festgehalten:

<i>Equisetum palustre</i>	– Sumpfschachtelhalm
<i>Equisetum limosum</i>	– Schlamm-schachtelhalm (beide Arten häufig)
<i>Phragmites communis</i>	– Schilfrohr (selten)
<i>Holcus lanatus</i>	– Honiggras (häufig)
<i>Anthoxantum odoratum</i>	– Ruchgras
<i>Cynosurus cristatus</i>	– Kammgras
<i>Avena pubescens</i>	– Wolliger Haber
<i>Agrostis alba</i>	– Weißes Straußgras
<i>Agrostis canina</i>	– Hundsstraßgras
<i>Deschampsia flexuosa</i>	– Drahtschmiele (an stark ausgetrockneten Stellen häufig)



9. Das Schopflocher Torfmoor von SW. – Im Vordergrund Streuwiesen auf den abgetorften Flächen des Rieds mit einzelstehenden Birken. Dahinter das sich vergrößernde Moorwäldchen.

Aufnahme Rathfelder vom 28. 3. 1968

<i>Molinia coerulea</i>	– Pfeifengras (eine der häufigsten Pflanzen im Schopflocher Ried, bestandsbildend vor allem auf zeitweise austrocknenden Flächen.	<i>Carex flava</i> (Sammelart)	<i>Carex hirta</i>
		<i>Orchis latifolius</i>	– breitblättriges Knabenkraut
		<i>Polygonum bistorta</i>	– Wiesenknöterich (in großen Beständen)
<i>Scirpus silvaticus</i>	– Waldsimse (am Rand offener Wasserstellen)	<i>Stellaria graminea</i>	– Sternmiere
<i>Heleocharis palustris</i>	– Sumpfried (mit vorigem)	<i>Ranunculus acer</i> und <i>Ranunculus repens</i>	– Scharfer und kriechender Hahnenfuß
<i>Eriophorum latifolium</i>	– Breitblättriges Wollgras (selten an einem Graben)	<i>Comarum palustre</i>	– Blutauge (in schönen Beständen)
		<i>Trollius europaeus</i>	– Trollblume
		<i>Filipendula ulmaria</i>	– Mädesüß
Reich vertreten, wenn auch offensichtlich viel geringer als zur Zeit der Untersuchung von Schlenker ist die Gattung <i>Carex</i> (Seggen).		<i>Lathyrus pratensis</i>	– Wiesenplatterbse
Notiert wurden:		<i>Geranium palustre</i>	– Sumpfstorchenschnabel
<i>Carex davalliana</i>	<i>Carex paniculata</i>	<i>Lythrum salicaria</i>	– Blutweidrich
<i>Carex paradoxa</i>	<i>Carex stellulata</i>	<i>Selinum carvifolia</i>	– Silge
<i>Carex leporina</i>	<i>Carex fusca</i>	<i>Peucedanum palustre</i>	– Sumpffhaarstrang (selten)
<i>Carex canescens</i>	<i>Carex panicea</i>	<i>Galium uliginosum</i>	– Moorlabkraut
<i>Carex gracilis</i>	<i>Carex acutiformis</i>	<i>Succisa pratensis</i>	– Teufelsabbiss
		<i>Cirsium oleraceum</i>	– Kohldistel



10. Die verbliebenen Torfhügel mit starkem Moorbirkenbestand. Aufnahme Rathfelder vom 28. 3. 1968

Während im östlichen Teil des Moors nahe dem dortigen Torfhügel sich noch in größerer Menge Hochmoorpflanzen gehalten haben (in reichen Beständen *Eriophorum vaginatum* – Scheidiges Wollgras und *Vaccinium oxycoccus* – Moosbeere, außerdem einige *Sphagnum*-arten, darunter in den Stellen mit freiem Wasser *Sph. cuspidatum*, ferner an trockenen Stellen *Calluna vulgaris* – Heidekraut und *Vaccinium myrtillus* – Heidelbeere), nehmen den Hauptteil des Moors heute Streuwiesen mit Pflanzen der Flachmoore und Sumpfwiesen, und auch feuchte Mähwiesen ein. Bemerkenswert als Pflanzenstandorte sind auch die Moorgräben und die Doline am Südwestrand des Gebiets (Wasserfall). Besonders die einzelstehenden Birken westlich des Moorwaldes sind häufig mit Hexenbesen besetzt, die durch einen Pilz (*Thaphrina betulina*) hervorgerufen werden. Finden wir auch keine ausgesprochen floristische Kostbarkeiten (seltene und unauffällige Pflanzen wurden bei dem kurzen Besuch sicher übersehen), so sind die Pflanzengemeinschaften des Schopflocher Moors, deren genaue Untersuchung im Vergleich zu früher sich lohnen würde, für die Alb doch ausgesprochene Besonderheiten. Es ist zu erwarten, daß das Moor, wenn es ungestört bleibt, noch mehr zum Standort seltener Pflanzen werden wird. Als Lebensraum für zahlreiche Tiere,

u. a. auch für Sumpfvögel, dürfte dem Moor auch heute noch unverminderte Bedeutung zukommen. Als naturnahe Zelle inmitten einer immer intensiver genutzten Umgebung verdient die Schopflocher Torfgrube jeden nur möglichen Schutz.

d) *Der Abbau des Torfes*

Aus der Geschichte des Torfabbaus (Pfarrer Schlenker) geben sich auch kultur- und volkskundliche Einblicke: 1626 untersuchte der bekannte Baumeister Schickhard das Moor im Auftrag der Regierung Herzog Friedrichs I. Hierüber berichtet Memminger im Württembergischen Jahrbuch 1819: „Zu Schopfloch auf der Alb gegen Ochsenwang hat es einen großen Morast, so über 100 Morgen geachtet wird, daselbst hat Schickhard mit seinem eisernen Bohrer über acht Schuh tief sehr gutes Torf gefunden. Man befahl darauf, daß das Boller Badwasser davon erwärmt werden solle; es ist aber darum unterblieben, weil der Badmeister vorgegeben, die Gäste werden durch den Schwefelgeruch vertrieben.“ Die grundlose Sage von „Oberkirchheim“ als versunkene Siedlung auf dem Moor ist alt und wird schon in Rebstocks Beschreibung Württembergs 1699 erwähnt. 1748 wird der Leibmedikus Dr. Gesner zum Torfbohren abgeordnet, der bis zu 12 Schuh tiefen Torf vorfand. 1784



11. Ein angestochener Torfhügel am westl. Moorwaldrand. Aufnahme Rathfelder vom 28.3.1968

erhielt der Kaufmann Glöckler aus Kirchheim von Herzog Karl die Erlaubnis zum Torfbohren „zur Ersparung von Holz“. Ein Erbacher Bürger mußte drei Ochsenwanger Bürgern das Torfstechen beibringen. Jedoch wurde 6 Jahre später der Torfabbau eingestellt, „weil Mangel an Absatz, woran die Vorurteile des Pöbels gegen alles Neue und die weite Entfernung von dem an Brennholz armen Unterlande schuld waren“. Trotzdem erhielt Glöckler „wegen gemachter glücklicher Versuche, aus dem Torf Kohlen zu brennen“, den Kommerzienratstitel. In diesem Zustand übernahm der „württembergische“ Kirchenrat 1797 den Torfstich um „mit seinem Vermögen für's allgemeine zu wirken“. Obwohl sich „alle Branntweinbrenner in Lenningen und manche Leute in Kirchheim desselben“ des Torfes bedienten, sind bis 1800 noch keine 10 Morgen des Moores abgestochen. In diesem Jahr war der erste große Torfbrand. Die Schopflocher bedienten sich lediglich des Weidrechts und der Streunutzung, denn sie hatten „gegen alles, was Industrie heißt, einen tief eingewurzeltten Haß“. Ein kleines aber artiges Wohnhaus nebst Torfmagazin wurde gebaut und gehörte zum „Kirchengut des Vaterlandes“. 1806 wurde das Kirchengut durch König Friedrich I. verstaatlicht, und im Moor wurden

Sträflinge beschäftigt. 1844 ging die Torfgrube an Apotheker Bräuning in Kirchheim über und später in Gemeindebesitz und an Schopflocher und Ochsenwanger Bürger, die zur Verbesserung des kargen Gartenbodens noch bis 1931 Torf gestochen haben.

e) Ankauf und Unterschutzstellung

Vor dem völligen Verschwinden des Torfes gelang es jedoch 1931 durch Bemühungen der staatlichen Naturschutzstelle (damals noch beim Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege) 3,5 Morgen mit den letzten Torfhügeln durch den Schwäbischen Albverein aufkaufen zu lassen, wobei die Kosten vom Württ. Kultministerium, der Amtskörperschaft Kirchheim und vom Schwäbischen Albverein zu gleichen Teilen getragen wurden. Als „beschränkte Dienstbarkeit“ wurde auf Grund von §§ 1090–1092 des BGB in das Grundbuch aufgenommen:

„Der Schwäbische Albverein verpflichtet sich, zu Gunsten des Württ. Staates, vertreten durch das Württ. Kultministerium, die genannten Parzellen als einen Teil des Banngebiets „Schopflocher Torfgrube“ ganz sich selbst zu überlassen und keinerlei Nutzen auszuüben oder ausüben zu lassen, noch irgend eine Veränderung vorzunehmen oder zu gestatten, ohne daß



12. Versickerungsrinne des Moorwassers im östlichen Erdfall (Doline – Stauloch)

Aufnahme Rathfelder vom 17. 3. 1968

das Württ. Landesamt für Denkmalpflege seine Zustimmung gegeben hat. Bestimmte Eingriffe aus Gründen des Naturschutzes oder der Wissenschaft können dagegen vom Landesamt für Denkmalpflege im Benehmen mit dem Schwäb. Albverein vorgenommen werden. Den Mitgliedern des Landesamts für Denkmalpflege oder dessen mit Ausweis versehenen Beauftragten sowie dem Vorstand des Schwäb. Albvereins ist das Betreten des Banngebiets jederzeit gestattet. Wird der Schwäb. Albverein aufgelöst oder will er sein Eigentum an dem Grundstück aufgeben, so gehen diese Parzellen ohne Entschädigung in das Eigentum des Württ. Staats über.“

Durch eine Verordnung des Württembergischen Kultusministeriums als höherer Naturschutzbehörde vom 26. 2. 1942 wurde das „Schopflocher Moor“ mit einer Fläche von 43,13 ha als Naturschutzgebiet gesetzlich gesichert. In den letzten Jahren (1963 und 1967) konnte der Schwäb. Albverein durch Vermittlung der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Nordwürttemberg und dem Bürgermeisteramt Schopf-

loch weitere 19 Grundstücke mit einer Fläche von 5,17 ha aufkaufen, wobei ähnliche grunddienstmäßige Sicherungen wie 1931 für den Schutz dieses Gebietes eingetragen wurden.

4. Pflege der Landschaftsschutzgebiete

Bei zahlreichen Kreisbereisungen, Besprechungen und Einzelbesichtigungen mit den maßgeblichen Vertretern der Gemeinden, dem zuständigen Landratsamt und des Regierungspräsidiums wird seit Jahren versucht, dieser Alblandschaft die ihr gebührende Beachtung bei allen notwendigen Eingriffen zu sichern. Solche Bemühungen haben dazu geführt, daß die Alb zwischen Randecker Maar und Jusi bis heute, verglichen mit anderen Gebieten, in ihrer charakteristischen Schönheit erhalten geblieben ist.

Um eine noch größere Sicherheit, vor allem auch bei überörtlichen Planungen, z. B. Flurbereinigungen, Straßenführungen, Aussiedlungen, Bauleitplanungen, Aufforstungen zu erhalten, wird zur Zeit unter der Federführung des Landkreises in Zusammenarbeit mit der Kreis- und Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege für die besonders gefährdeten Gebietsteile ein Landschaftspflegeplan aufgestellt. In diesen werden neben den bestehenden Nutzungsarten der Gesamtfläche auch die Naturdenkmale, die seltenen Pflanzenstandorte, die Landschaftsbestandteile (z. B. markante Solitär bäume, Felsbildungen, Heideflächen) aufgenommen. Dadurch werden bei Veränderungen die Voraussetzungen geschaffen für eine gerechte Beurteilung der diese Landschaft prägenden Komponenten.

Literatur: K. Bertsch: Wald- und Florengeschichte der Schwäb. Alb, Jahresh. d. Ver. f. Vaterl. Naturkunde in Württ. 1928. – G. Buck-Feucht: Aus der Pflanzenwelt, Heimatbuch des Kreises Nürtingen 1950. – R. Gradmann: Naturgeschichtliches von der Schopflocher Torfgrube, Heft d. Schwäb. Albvereins Nr. 7, 1913. – Ders.: Das Pflanzenleben der Schwäb. Alb, 1950. – K. Gußmann: Das Schopflocher Torfried heute und früher, Der Sonntag, Illustr. Beil. d. Südd. Zeitung, Nr. 48, Stgt. 1925. – W. Jacob: Die Algen der Schopflocher Torfgrube, Veröffentl. d. Staatl. Stelle f. Naturschutz Heft 8, 1931. – K. Mayer: Vom Torfmoor der Kirchheimer Alb, Heft d. Schwäb. Albvereins 1913 Nr. 7. – E. Nägele: Das Banngebiet „Torfgrube“ des Schwäb. Albvereins, Bl. d. Schwäb. Albvereins Nr. 4, 1934. – O. Rathfelder: Schutzwürdige und schutzbedürftige Landschaft zwischen Rosenstein, Hohenstaufen und Wasserberg, Jahresheft d. Karst- und Höhlenkunde Heft 6, 1966. – K. Schlenker: Das Schopflocher Torfmoor, Veröffentlichungen d. Staatl. Stelle f. Naturschutz Heft 8, 1931. – H. Schwenkel: Das Banngebiet Schopflocher Torfgrube, – ebenda. – Ders.: Das Bild der Nürtinger Landschaft; Der geolog. Aufbau; Die Entstehungsgeschichte der Landschaft –, Heimatbuch des Kreises Nürtingen 1950. – Ders.: Das Naturschutzgebiet Schopflocher Torfmoor, Nachrichtenblatt d. Schwäb. Albvereins Nr. 1, 1941.



1. Blick aus der Höhle am Heimenstein zum Reußenstein. Gouachevorlage von Louis Mayer zum Stahlstich in G. Schwab, *Wanderungen durch Schwaben*, Leipzig (1836). Nach Schefold, *Alte Ansichten der Schwäbischen Alb*, 1954.

Höhlen- und Karstforschung im Umkreis der Teck

Von Hans Binder

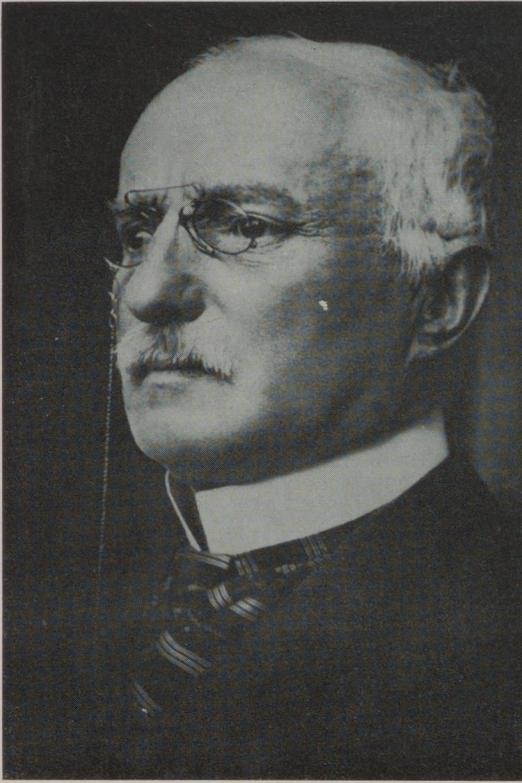
Schon in der Grundschule lesen unsere Kinder von Höhlen an der Teck und beim Reußenstein. „Tief unten im Sibyllenloch am Fuß des Teckfelsens hauste die Sibylle“, beginnt die Sage von einer gütigen Frau, die aus Gram über ihre mißratenen Söhne, die Herren auf Rauber, Diepoldsburg und Wielandstein, in einem von zwei Wildkatzen durch die Luft gezogenen Wagen die Gegend für immer verließ.

In der Höhle im Heimenstein lebte ein Riese namens Heim. Eines Tages kam ihn die Lust an, es den Herren und Rittern ringsum gleichzutun und auf dem Felsen, der seiner Höhle gegenüberliegt, eine Burg zu bauen. Er rief deshalb Handwerker aus dem ganzen Land herbei. Als die kühn auftragende Burg Reußenstein (Abb. 1) fertig war, bezog der Riese sie doch nicht selbst. Er überließ sie vielmehr dem Gesellen, der es gewagt hatte, hoch droben am Giebelfenster, wo sich keiner hintraute, den letzten Nagel einzuschlagen. Zur Burg verschaffte der Riese Heim dem Gesellen

auch noch die Braut, seines hartherzigen Meisters Töchterlein.

In umfangreicheren Sagensammlungen liest man auch von der Verena Beutlin, die mit ihren beiden Buben ein Loch im Gelben Felsen bewohnt hatte, bevor sie als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, und man erfährt von dem Seeburger Müllersknecht, der im Goldloch bei Schlattstall einen Klumpen Gold abgeschlagen und danach in der Schweiz eine Grafenschaft erworben habe.

Diese Sagen beweisen uns, daß die erwähnten Höhlen seit unvordenklichen Zeiten bekannt sind und daß sich die Menschen immer wieder über sie Gedanken gemacht haben. 1789 klagt Rösler: „... die thörichtesten Schatzgräber aber machen das (Sibyllen-) Loch durch ihren Ausschutt von Tag zu Tag enger.“ Beim Goldloch erinnert schon der Name an den erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts unternommenen Versuch, Gold zu schürfen. Ein anderer in



2. Karl Gußmann (1853–1928).

alten Zeiten hochbegehrter Schatz war die als heilkräftig angesprochene „Bergmilch“ oder „Montmilch“. Sie wurde im Montmilchloch unter der Ruine Sperberseck von den Höhlenwänden abgekratzt.

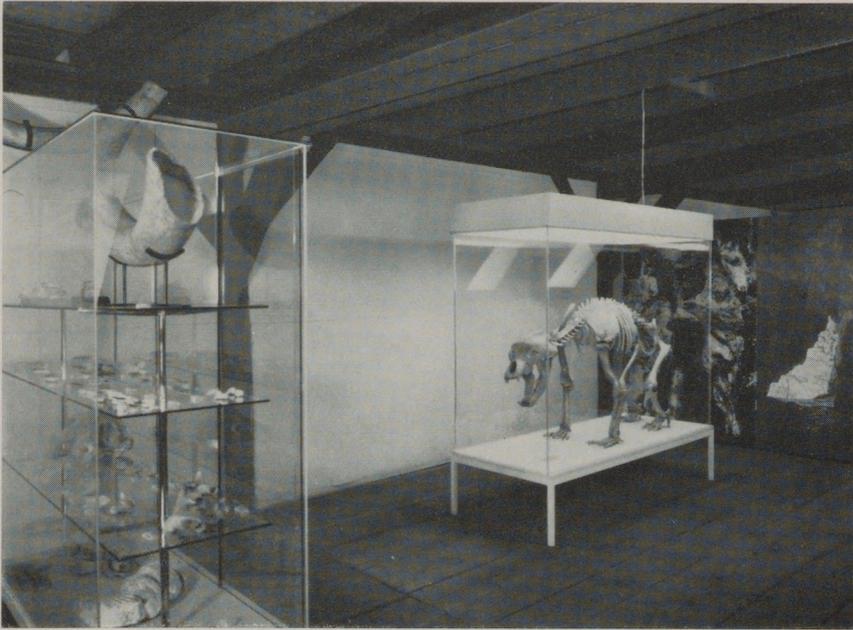
Doch nicht durch diese Sagen hat der Albtrauf bei Kirchheim seine große Bedeutung für die Höhlenforschung gewonnen, sondern durch die wissenschaftliche Erforschung der schon genannten und der neuentdeckten Höhlen. Zwar hatte schon Gustav Schübler in seinem 1824 erschienenen Aufsatz über Höhlen und Basaltvorkommen der Schwäbischen Alb auch das Sibyllenloch in seine Überlegungen mit eingeschlossen, von einer planmäßigen Erforschung der Höhlen und Karsterscheinungen auf der Kirchheimer Alb kann man jedoch erst ab 1889 sprechen. „Zwecks Erforschung schwäbischer Höhlen und im Zusammenhang damit stehenden Gebiets in geologischer, anthropologischer, zoologischer und botanischer Hinsicht“ gründeten am 27. August 1889 im „Löwen“ in Gutenberg zehn Männer den „Schwäbischen Höhlenverein“. Das war ein Jahrzehnt, nachdem in Wien der erste „Verein für Höhlenkunde“ gegründet worden war.

Eine Bronzetafel am Eingang zum Heppenloch (dem heutigen Vorraum der Gutenberger Höhle) trägt die Inschrift: „Zur Erinnerung an das Wirken Karl Gußmanns und seiner Freunde im ersten Schwäb. Höhlenverein 1889–1909“, und im Kirchheimer Heimatmuseum führt die höhlenkundliche Abteilung die Bezeichnung „Gußmannsaal“. Wodurch haben der Gutenberger Pfarrer Karl Gußmann und die etwa 100 Mitglieder des Vereins diese Ehrung verdient? (Abb. 2 und 3).

Schon im Winter 1889/90 hatte der Verein das Heppenloch ausgegraben. Nachdem die Kalksinterschicht durchbrochen worden war, die das Heppenloch bergwärts abschloß, gelangten die Ausgräber in die 160 m lange Fortsetzung, die seither zusammen mit dem Heppenloch als Gutenberger Höhle bekannt ist. Aus einer mächtigen Knochenbrekzie wurden Gebiß- und Skelettreste von Biber, Dachsch, Fuchs, Wolf, Wildkatze, Braunbär, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Reh, Hirsch, Damhirsch, Wildschwein, Wildpferd, Wisent, Nashorn und Kleinsäugetern, zusammen 35 Tierarten, geborgen. Weltweites Aufsehen erregte der Fund von Zähnen eines Affen (zunächst *Inuus suevicus*, jetzt *Macaca sylvana suebica* genannt; Abb. 4) und der Nachweis des Alpenwolves (*Cuon alpinus fossilis*). Dieses Fundgut ist bis heute die einzige mittelpleistozäne Säugetierfauna der Schwäbischen Alb geblieben. Die Ablagerung erfolgte zur gleichen Zeit wie die der Fundschicht von Steinheim an der Murr, aus der der Schädel eines Menschen geborgen werden konnte (Elster-Saale-Interglazial). Die große Bedeutung dieser Fauna veranlaßte Karl Dietrich Adam zu einer Neubearbeitung der Heppenlochfauna, die voraussichtlich noch in diesem Jahr im Druck erscheinen wird. Neben den Ablagerungen in der Bärenhöhle bei Erpfingen, die dem Villafranchiano (Ältestpleistozän) zugeordnet werden können, sind die als mittelpleistozän datierten Ablagerungen aus dem Heppenloch die wichtigste Stütze für eine Datierung der Landschaft am Albtrauf. In seiner heutigen Form und Lage ist der Albtrauf somit verhältnismäßig jung. Hierauf hat Klaus Eberhard Bleich hingewiesen.

Die geologische Erforschung der gesamten Gutenberger Höhle nahm Karl Endriß, Gründungsmitglied und Schriftführer des Schwäbischen Höhlenvereins, vor. Er stellte fest, daß zwischen dem das Gebirge durchziehenden Kluftsystem und dem Bau der Hohlräume innige Beziehungen bestehen. Das waren Erkenntnisse, die die Höhlenforschung um ein gutes Stück weiterbrachten.

Nachdem man sich zwischenzeitlich mit einigen kleineren Unternehmungen begnügt hatte, brachte die



3. Gußmannsaal im Heimatmuseum Kirchheim/Teck. Den Raum beherrscht das Skelett eines Höhlenbären aus der Sibyllenhöhle, davor eine Vitrine mit Funden aus den Grabungen des Schwäbischen Höhlenvereins, dahinter großformatige Fotos der ausgegrabenen Höhlen.

im Sommer 1898 erfolgende Ausgrabung der Sibyllenhöhle (wie man nun sagte) einen weiteren Höhepunkt der Vereinstätigkeit. Die Leitung der Grabung hatte Dr. Eberhard Fraas von der Königlichen Naturaliensammlung in Stuttgart. Etwa 95% der Fundstücke stammten von Höhlenbären. Daneben kamen auch Knochen einiger gewaltiger Höhlenlöwen zum Vorschein. Zum Leidwesen der Ausgräber wurden auch diesmal wieder keine Reste menschlicher Kulturen gefunden.

So wichtig auch die Forschungsergebnisse des Schwäbischen Höhlenvereins für die Fachwelt waren, die hier nur zu einem Teil erwähnt werden konnten, wichtiger erscheint in der Rückschau, daß über die „Blätter des Schwäbischen Albvereins“, in denen die meisten Aufsätze über die Tätigkeit des Schwäbischen Höhlenvereins erschienen sind, ein großer Personenkreis von Nichtfachleuten angesprochen werden konnte. Zusammen mit David Friedrich Weinlands „Rulaman“ haben diese Aufsätze das allgemeine Interesse an den Höhlen im Schwabenland erweckt und wachgehalten.

Nach dem 2. Weltkrieg hatten vor allem die Mitarbeiter des Geologischen Landesamts bei zahlreichen Gutachten für Trinkwasserversorgungs- oder Abwasserbeseitigungsanlagen Gelegenheit zu Beobachtun-

gen, die eine Revision einiger Punkte der Karstwassertheorie von Robert Gradmann nahelegten. Unter Berufung auf Fritz Weidenbach faßte Paul Groschopf 1963 zusammen:

„1. Ein über große Gebiete zusammenhängender Karstwasserspeicher, etwa vergleichbar dem Grundwasser in den Schottern der Talauen oder gar einem unterirdischen See, ist nicht vorhanden.

2. Die Karstquellen werden aus einem mehr oder weniger in sich abgeschlossenen Einzugsgebiet gespeist.

3. In den verschiedenen Einzugsgebieten stellt sich die Oberfläche des Karstwassers in Klüften, Spalten und größeren Hohlräumen generell auf eine einheitliche Höhe ein. Durch die Form der Hohlräume bedingte örtliche Abweichungen werden öfters angetroffen. Dieser ‚Karstwasserspiegel‘ hat ein meist sehr geringes Gefälle zum nächsten Vorfluter ...“

Noch verwendete auch Groschopf den Begriff des „Karstwasserspiegels“, allerdings in Anführungszeichen. Kurze Zeit später forderte er jedoch bei einem Vortrag in Laichingen dazu auf, endlich auf den Begriff des „Karstwasserspiegels“ zu verzichten und die verbreitete Ansicht über die stauenden Schichten zu korrigieren.

Auch aus dem hier behandelten Gebiet wurden Belege



4. Lebensbild des Gibraltaraffen. *Macaca sylvana*, der Magot der Atlasländer und der Felsen Gibraltars. Dieses, dem bekannten Tiermaler W. Kuhnert zu verdankende Bild vermittelt zugleich eine treffliche Vorstellung vom Leben der Heppenloch-Makaken auf den Felsen der Schwäbischen Alb zur Zeit des Großen Interglazials.

für die heutige Auffassung von der Selbständigkeit der Einzugsgebiete der Karstquellen gewonnen: Als 1960 bei Erkenbrechtsweiler gleichzeitig ein Färb- und ein Salzungsversuch durchgeführt wurde, überkreuzten sich die Abflußbahnen. In die Dolinen am Rand des Schopflocher Torfmoors wurde 1951 gefärbt. Die in den sog. „Wasserfall“ eingebrachte Farbe trat in der Höllsternquelle unterhalb von Gutenberg, die ins „Stauchloch“ eingespülte Farbe in der Quellfront der Lauter am jenseitigen Talhang, oberhalb von Gutenberg wieder aus, was nur mit dem Vorhandensein von Karstgerinnen, nicht aber mit einem „Karstwasserspiegel“ erklärt werden kann. Hans Schwenkel, der sich gerade mit den Quellaus-

treten im Lenninger Tal, alle in Kalken des Weißen Juras Beta gelegen, befaßt hatte, vertrat schon 1950 die Ansicht: „Die Stauung des Wassers durch weniger durchlässige Schichten wie z. B. die Gammamergel des Weißen Juras spielt im allgemeinen eine geringe Rolle. Die Karstquellen selbst sind von solchen stauenden Schichten unabhängig, sie können mitten aus reinem Kalk austreten . . .“

Daß das Wasser in der Tat einen Weg durch die Gammamergel findet, ist durch mehrere Färbungen in und bei Böhringen nachgewiesen worden. Das dort in Kalken des Weißen Juras Epsilon versickernde Abwasser gelangte ins Goldloch, eine der Quellen der Schwarzen Lauter, im Weißen Jura Beta. Die Fließ-

geschwindigkeiten unterscheiden sich bezeichnenderweise in der Größenordnung nicht von den anderswo in reinen Kalkschichten festgestellten.

Schon unmittelbar nach der Ausgrabung des Heppenlochs schenkte man auch der rezenten Fauna der Höhle einige Aufmerksamkeit und in der ersten Übersicht über die in schwäbischen Höhlen gefundenen Tiere konnte Kurt Lampert 1908 feststellen, daß aus 14 Höhlen im ganzen 45 Tierarten bekannt seien. Allein fünf dieser 14 Höhlen liegen im Lenninger Tal und 9 der genannten Arten waren in der Gutenberger Höhle und in der Gußmannshöhle aufgesammelt worden. Von 1961–1963 beobachtete Klaus Dobat in diesen beiden Höhlen erneut die Tierwelt. Er konnte 64 weitere Arten nennen. Derselbe Autor erkundete auch die Kryptogamenvegetation der Höhlen der Schwäbischen Alb. Dieser gründlichen Arbeit waren nur wenige Untersuchungen von Teilgebieten oder Einzelobjekten vorangegangen. Wiederum lieferten die Höhlen der Kirchheimer Alb einen wertvollen Beitrag.

Der Neidlinger Wasserfall wird im allgemeinen weniger beachtet als der Uracher Wasserfall oder die Gütersteiner Wasserfälle. Werner Grüninger, der vor kurzem über die Kalktuffbildung veröffentlichte, fand aber gerade an dem von Menschenhand nicht veränderten Neidlinger Wasserfall das Argument gegen Hans Schwenkels These, alle Kalktuffe verdankten ihre Existenz Steinbruchbetrieben. Der Neidlinger Fall hat ebenfalls steile, ja überhängende Wände geschaffen.

Dieser Überblick sollte zeigen, daß die gründliche Beschäftigung mit einigen Quellen und einer Handvoll verhältnismäßig kleiner Höhlen (die Gustav-Jakobs-Höhle, die den Bergsporn, auf dem die Ruine Hofen liegt, durchquert, ist mit 210 m Länge die längste davon) zu Ergebnissen geführt hat, die überörtliches Interesse beanspruchen dürfen. Was könnte man sich von der Erforschung der Heimatlandschaft Schöneres wünschen?

Schrifttum

Sagen:

Binder, H.: Gewinnung von Montmilch und Höhlendünger und andere Arten der Höhlennutzung in alter und neuer Zeit, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Binder, H.: Vom Goldloch bei Schlattstall, Blätt. Schwäb. Albver. 71, Stuttgart 1965. – Brustgi, F. G.: Sibylle auf der Teck, Lesebuch für die Volksschulen, Karlsruhe 1953. – Kapff, R.: Schwäbische Sagen, Stuttgart 1926. – Maurer, G.: Sagen von Höhlen und Quellen, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Schwab, G.: Die Nekarseite der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1823 (Nachdruck Tübingen 1960).

Geologie, Paläontologie und Schwäb. Höhlenverein:

Adam, K. D.: Vom Heppenloch zur Sibyllenhöhle, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Adam, K. D.: Quartärforschung am Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart, Stuttg. Beitr. z. Naturkde. Nr. 167, Stuttgart 1966. – Adam, K. D.: Die Mittelpleistozäne Säugetier-Fauna aus dem Heppenloch bei Gutenberg (Württemberg), Stuttg. Beitr. z. Naturkde., im Druck. – Berger, F.: David Friedrich Weinland, Abh. Karst- u. Höhlenkde., Reihe F, H. 1, München 1967. – Binder, H.: Die Anschauungen über die Entstehung unserer Höhlen im Wandel der Zeiten, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Bleich, K. E.: Das Alter des Albtraufs, Jh. Ver. vaterl. Naturkde. i. Württ. 115, Stuttgart 1960. – Endriß, K.: Zur Geologie der Höhlen des Schwäbischen Albgebirges. I. Der Bau des Gutenberger Höhlensystems, Z. dt. geol. Ges. 44, Berlin 1892. – Endriß, K.: Über den Bau der Höhlen des Schwäbischen Albgebirges im allgemeinen und über den Bau der Gutenberger Höhle im besonderen, Blätt. Schwäb. Albver. 4, 1892 (und: Schr. Schwäb. Höhlenver. Nr. 1, Stuttgart 1893). – Gußmann, H.: Der Schwäbische Höhlenverein (1889–1909), die erste höhlenkundliche Vereinigung in Schwaben, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Schübler, G.: Über die Entstehung der Höhlen der Württembergischen Alp, in Verbindung mit Beobachtungen über die Basaltformationen dieser Gebirgskette, Württ. Jb. Jg. 1824, 2. H.

Hydrologie:

Bauer, E. W.: Vom Wasser der Falkensteiner Höhle, Die Natur 69, Schwäb. Hall 1961. – Binder, H.: Robert Gradmanns Darstellung der Karsthydrologie der Schwäbischen Alb im Lichte neuerer Untersuchungen (Referat auf dem IV. Internationalen Kongreß für Speläologie in Ljubljana 1965), im Druck. – Groschopf, P.: Die geologischen Voraussetzungen für die Erschließung von Karstwasser im Blautal, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Schwenkel, H.: Die Verkarstung der Alb, Heimatbuch des Kreises Nürtingen, Nürtingen 1950. – Schulz, G.: Färb- und Salzungsversuche an unterirdischen Wässern in Südwestdeutschland, Jh. geol. Landesamt Baden-Württ. 2, Freiburg 1957. – Weidenbach, F.: Trinkwasserversorgung aus Karstwasser in der östlichen Schwäbischen Alb, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 1, Stuttgart 1960.

Zoologie und Botanik:

Dobat, K.: Die Fauna der Gutenberger Höhlen, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Dobat, K.: Geschichte und Ergebnisse botanischer und zoologischer Untersuchungen in den Höhlen der Schwäbischen Alb bis zum Jahre 1960, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Dobat, K.: Die Kryptogamenvegetation der Höhlen und Halbhöhlen im Bereich der Schwäbischen Alb, Abh. Karst- und Höhlenkde., Reihe E, H. 3, München 1966. – Grüninger, W.: Rezente Kalktuffbildung im Bereich der Uracher Wasserfälle, Abh. Karst- u. Höhlenkde., Reihe E, H. 2, München 1965. – Schwenkel, H.: Die Eiszeit und die Nacheiszeit, Heimatbuch des Bezirks Urach, Urach 1933. – Stirn, A.: Kalktuffe der Schwäbischen Alb und ihre Entstehung, Jh. Karst- u. Höhlenkde. 4, München 1963. – Stirn, A.: Kalktuffvorkommen und Kalktufftypen der Schwäbischen Alb, Abh. Karst- u. Höhlenkde., Reihe E, H. 1, München 1964.

Für die Überlassung der Abbildungen sage ich herzlichen Dank Herrn Dr. K. D. Adam (Stuttgart), der Familie Gußmann (Saarbrücken), der Stadtverwaltung Kirchheim/Teck und der Hauptgeschäftsstelle des Schwäbischen Albvereins.



Motiv aus Alt-Kirchheim: der Fruchtkasten des ehemaligen Frauenklosters.

Zeichnung von Daniel Tangl



1. Die Befestigungsanlagen mit Zwinger und Graben 1828. – Links unten das Schloß, Mitte unten die Marstallbastei, rechts unten das Rondell „am Erker“, rechts oben die Bastei am Kloster (Rundturm nur schwer zu erkennen), links oben das Rondell bei der Kirche, links Mitte das Rondell beim Otlinger Tor.

Die Befestigung der Stadt Kirchheim im 16. Jahrhundert

Von Werner Fleischhauer

Herzog Ulrich sah es nach der Rückeroberung seines Landes im Jahr 1534 für vordringlich an, das Herzogtum durch ein gewaltiges Befestigungssystem zu schützen. Neben den Bergfesten Hohenneuffen, Hohentwiel und Hohenurach sollten die Städte Schorndorf und Kirchheim zu Landesfesten ausgebaut werden, jenes um das Remstal gegen einen Angriff der verfeindeten bayrischen Schwäger zu sperren, dieses,

um die beiden aus dem Bereich der feindlichen Reichsstadt Ulm über die Alb, über Feldstetten–Owen und Wiesensteig–Weilheim führenden Straßen abriegeln zu können, die sich bei Kirchheim trafen und in die alte Straße nach Esslingen einmündeten.

Die Befestigung von Schorndorf erschien Ulrich besonders wichtig, sie wurde sofort, noch 1536 begonnen, die von Kirchheim erst 2 Jahre darauf. Die



2. Rondell am Schloß.

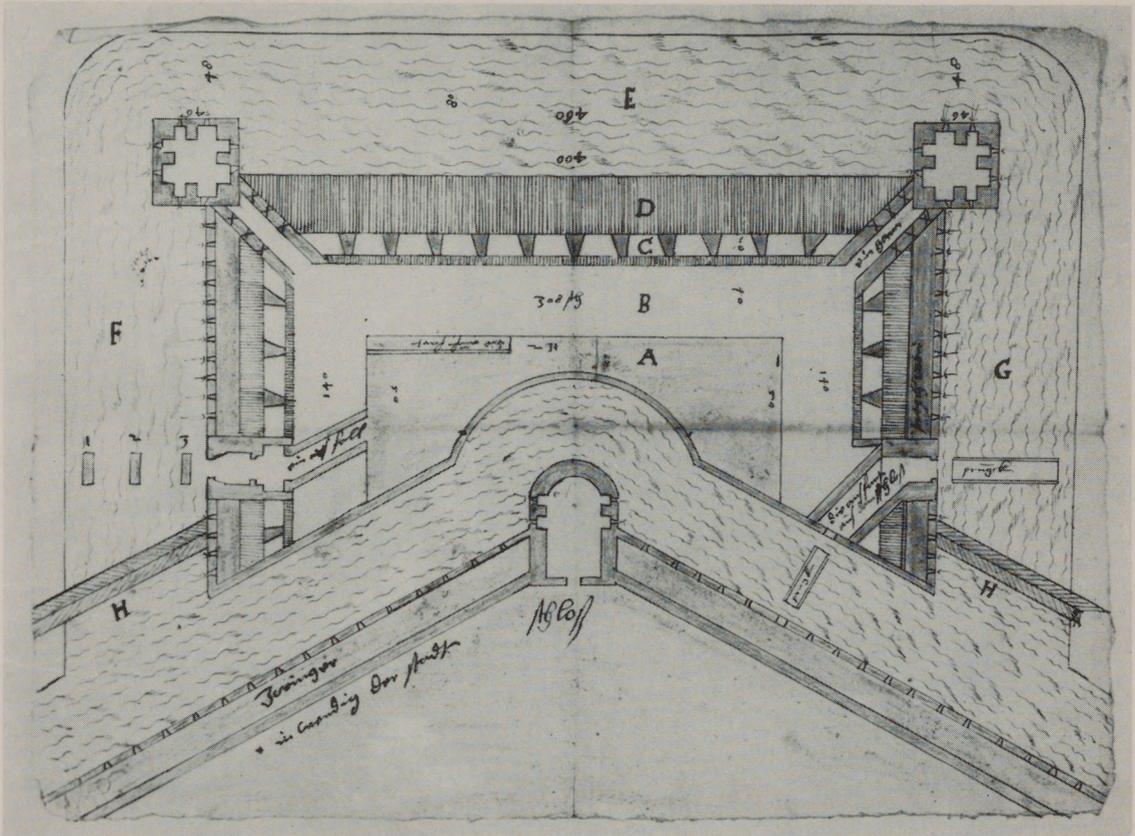
strategische Lage von Kirchheim wurde später nicht mehr für so günstig gehalten, dagegen war der ziemlich reguläre, annähernd fünfeckige Grundriß der Kirchheimer Stadtanlage für eine Stadtbefestigung sehr viel geeigneter als der bohnenförmige von Schorndorf. Als Kirchheim 1547 im Schmalkaldischen Krieg von den Kaiserlichen besetzt wurde, müssen schon mächtige Befestigungsanlagen fertiggestellt gewesen sein. Anders ist die ungeheure Summe von 53 164 Gulden (H. M. Maurer, *Die landesherrliche Burg in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert*, 1958, S. 179) nicht zu erklären, deren besondere Höhe durch einen Vergleich mit den Kosten der für uneinnehmbar betrachteten Befestigung der hessischen Stadt Ziegenhain in Höhe von 49 432 Gulden ersichtlich ist.

Vermutlich wurde in Kirchheim, wie in Schorndorf, mit dem gewaltigen, oft Erdenberg genannten hohen und breiten Wall begonnen. Solchen Erdenwällen ist in der Befestigungskunst der Zeit besonderes Gewicht beigemessen worden. Ein tiefer und breiter Graben trennte den Erdenberg von der Zwingermauer. Diese, und auch die Stadtmauer, werden wohl gleichzeitig mit dem Erdenberg und dem Graben, anstelle der mittelalterlichen Mauern errichtet, zum mindesten begonnen worden sein. Ihre auf weite Strecken wie mit dem Lineal gezogene Linienführung

und regelmäßige Anlage, die zudem noch an zwei Ecken genau rechtwinklig ist, kann nicht mehr aus dem Mittelalter stammen.

Über den zeitlichen Ablauf der Arbeiten ist nur wenig überliefert. Erdenberg und Graben waren schon ein Jahr nach Beginn der Arbeiten, 1539, weit gediehen, wie wir sofort sehen werden. Für das Jahr 1540 war der Erdenwall bei der Bastion „beim Kloster“ im Nordosteck und beim Unteren Tor in der Mitte des nördlichen Mauerzuges vorgesehen (Abb. 1). Zwischen dem 4. August und dem 2. November 1539 wurden 5 runde zweistöckige Türme in Höhe von 32 Schuh über der Grabensohle und 22 Schuh über dem Wasserspiegel, mit einer Mauerstärke von 10 Schuh und einem Umfang von 153 Schuh gebaut. Nach diesen Angaben müssen Graben und Wall schon zum Teil angelegt gewesen sein. Der Aufwand von 4763 Gulden ist in der oben genannten Gesamtsumme enthalten. Die Steine zu diesen eiligen Bauten stammten von abgebrochenen Kirchen in Weilheim, Dettingen und Ötlingen und von zwei Kirchen in Kirchheim selbst (Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 249 B. 1225; Hinweis von Adolf Schahl; Strack von Weissenbach, Herzog Christoph 1889, S. 39; Teckbote Kirchheim, 24. 8. 1927; A. Schahl in Schw. Heimat 1966, S. 191). Diese Maße entsprechen annähernd denen der heute noch stehenden Rundtürme, die mit „Gewölben“ zu Bastionen ausgebaut in den Graben vorstoßen: Die Bastion beim Marstall oder Schloßbastion im Süden, die schon genannte Bastion „beim Kloster“ im Nordosteck der Stadt, ferner die 1552 erwähnten „am Erker“ – jedenfalls die am Südosteck – im Nordwesten der „Turm im Pfarrhof“ beim Dekanatshaus (auf der Karte von 1828 nicht mehr eingetragen) und der „Turm“ bei der Kirche. Wohl entstand in diesen Jahren auch das ebenfalls 1552 genannte „Gewölbe“ zwischen Schloß und Ötlinger Tor, eine Streichwehre (HStA.A 364. B. 4). Die Substruktion des Schlosses samt seinem Rondell (Abb. 2) gegen den Graben dürfte auch in diesen Jahren gebaut worden sein (Anmerkung: der oft reproduzierte Stadtgrundriß aus der Zeit vor dem Brand von 1690 [Abb. S. 149], der auf eine im wesentlichen zuverlässige Kopie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgeht, gibt im Gegensatz zu dem Stadtplan von 1828, der die alte Befestigungsanlage noch genau zeigt, nur den oberen, kleineren Kranz, nicht den Fußumfang der Bastionen und Rondelle).

Das Mauerwerk der Rondelle an der Marstall- und an der Klosterbastion ist in den unteren Teilen aus ziemlich regelmäßig behauenen braunroten Jurastei-

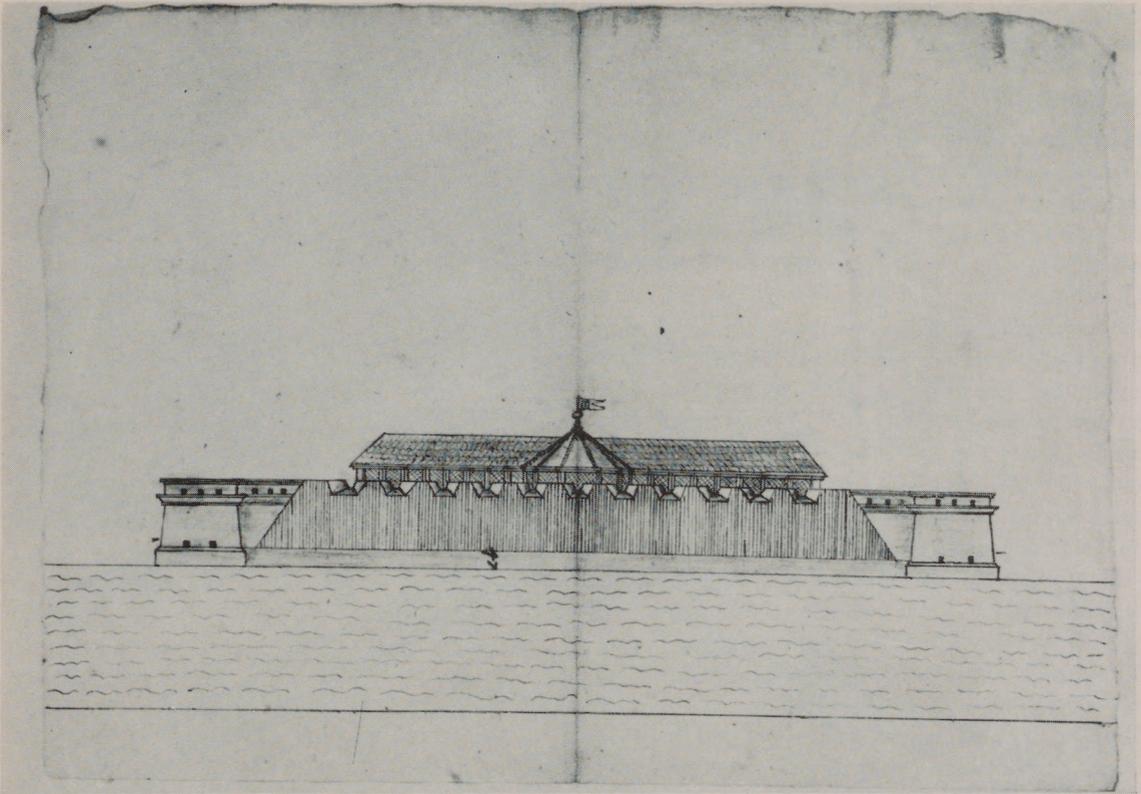


3. Entwurf von Stern für das Bollwerk vor dem Schloß. Grundriß.

nen, das der anschließenden Flanken der Zwinger- und Stadtmauern aus groben Bruchsteinen desselben Gesteins. Man kann wohl an dem Mauerwerk der Türme das wiederverwendete Steinmaterial der abgebrochenen Kirchen erkennen.

Das in Kirchheim angewandte Befestigungssystem ist dasselbe wie das der viel stärkeren Anlage von Schorndorf aus den Jahren 1536–1541. Die mittelalterlichen Stadtmauern und Türme konnten keinen wirksamen Schutz mehr gewähren gegen die gesteigerte Feuerkraft der Artillerie, der sie nur noch ein lohnendes Ziel boten. Zudem bestand die Gefahr, daß sie beim Zusammenstürzen mit ihren Trümmern die Gräben füllten und dem Angreifer damit eine bequeme Brücke boten. Man hat daher auch in Kirchheim alsbald drei alte Befestigungstürme abgerissen und 1540 den unmittelbar beim Rondell im Nordwesten stehenden Kirchturm bis zum Kir-

chendach abgetragen. Er wurde später, 1568, wieder bis auf die jetzige Höhe des Achteckers aufgeführt. Doch beließ man in Kirchheim die 4 Tortürme, die erst im frühen 19. Jahrhundert gefallen sind. Der niedere, aber sehr breite Erdenwall bot dagegen den Geschützen des Angreifers ein schlechtes Ziel und konnte auch nur schwer zum Einsturz gebracht werden; er schützte zugleich auch die Ringmauer und die Stadt wirksam gegen den Beschuß und beließ gleichzeitig noch den Verteidigern auf der Stadtmauer freies Schußfeld. Auf den Plattformen der in den Graben vorspringenden Rondelle, die in ihren unteren Teilen mit Erde angefüllt waren, war günstige Aufstellungsmöglichkeit für das schwere Geschütz, das von dort aus auch Graben und Wall gut bestreichen konnte. Diese Elemente der modernen Befestigungskunst sind in Süddeutschland in der bayrischen Festung Ingolstadt durch den berühmten Festungs-



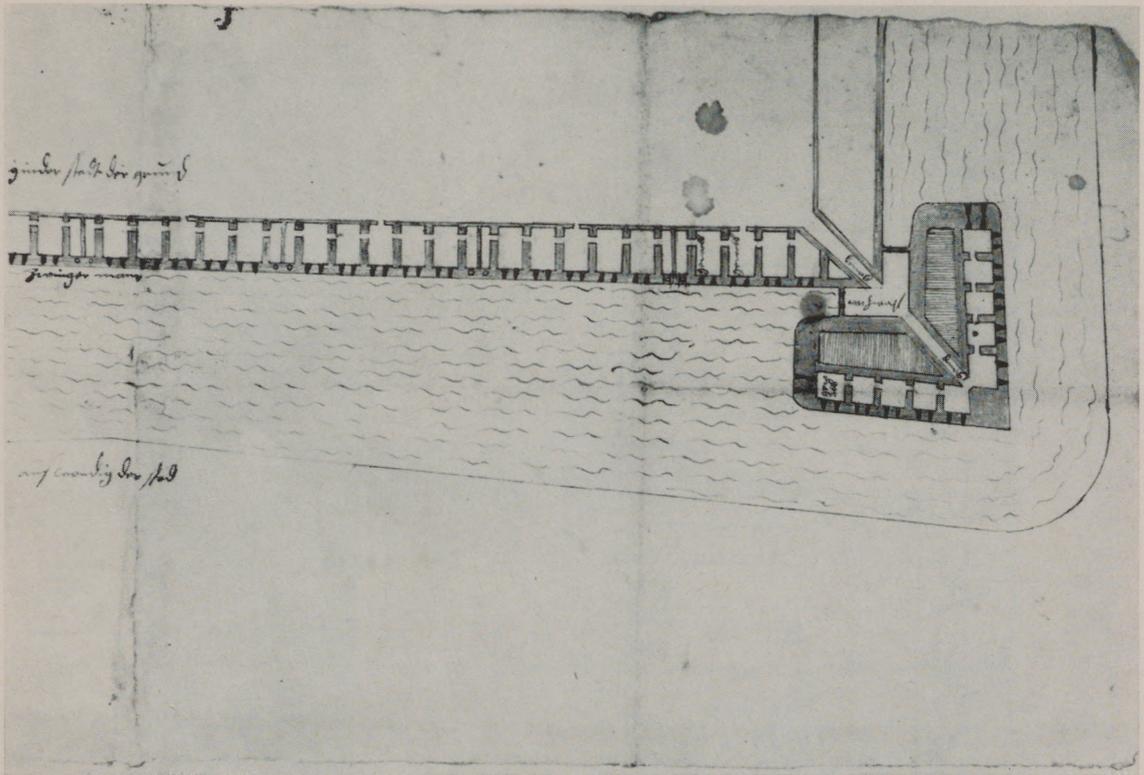
4. Entwurf von Stern für das Bollwerk vor dem Schloß. Vorderansicht.

baumeister Graf Reinhard von Solms zu Münzenberg in den Jahren 1537–1543 erstmals folgerichtig angewandt worden. Auch Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, der Herzog Ulrich bei seinen Festungsbauten beraten hat (M. Crusius, Schw. Chronik ausgef. v. I. I. Moser 1733. II. 245), hat seine starken Befestigungen Kassel und Ziegenhain nach diesem System ausgebaut. Die Übereinstimmung der Befestigungsanlagen von Schorndorf und Kirchheim mit denen der hessischen Festungen zeugen von der Mitwirkung des Landgrafen.

Nach dem Abzug der spanischen Besatzung 1551 wurden in Schorndorf in den fünfziger Jahren nur geringfügige Reparaturen an Wall und Graben vorgenommen. Dagegen ließ Herzog Christoph, der 1550 zur Regierung gekommen war, in Kirchheim alsbald nach Räumung der Stadt durch die Spanier im Jahr 1551 die Befestigungsarbeiten mit aller Kraft wieder aufnehmen.

1552 werden Arbeiten am Erdenberg erwähnt (HSTA

A 364 w. V. B. 4), im Jahr darauf am Bollwerk beim Kloster, dessen Brustwehr zu erneuern war (HSTA A 364 w.V., B. 5). Der Baumeister Peter Busch war da am Werk, der später, bis zu seinem Tod 1566, Bauleiter der Schorndorfer Befestigungsarbeiten war. Doch Herzog Christoph muß die Kirchheimer Befestigungsanlagen aus Ulrichs Zeit nicht mehr für genügend gehalten haben. Die Rundbastionen, wie in Kirchheim und Schorndorf, wie auch in Ingolstadt und Ziegenhain waren jetzt schon wieder überholt. Der Herzog berief daher 1554 den herzoglich bayerischen Baumeister Heinrich Schöttel als Begutachter, der seit 1542 als enger Mitarbeiter und Stellvertreter des Grafen Solms beim Ingolstädter Befestigungswerk (R. Fuchs, Die Befestigung von Ingolstadt 1939 S. 36) als erster Fachmann gelten konnte. Bereits 1542 hatte er Herzog Christoph nach Mömpelgard technische Visierungen geliefert (HSTA G. 2–8. XLVII. B. 10) und schon im Oktober 1553 durch den Büchsenmeister Peter Beck von München auch

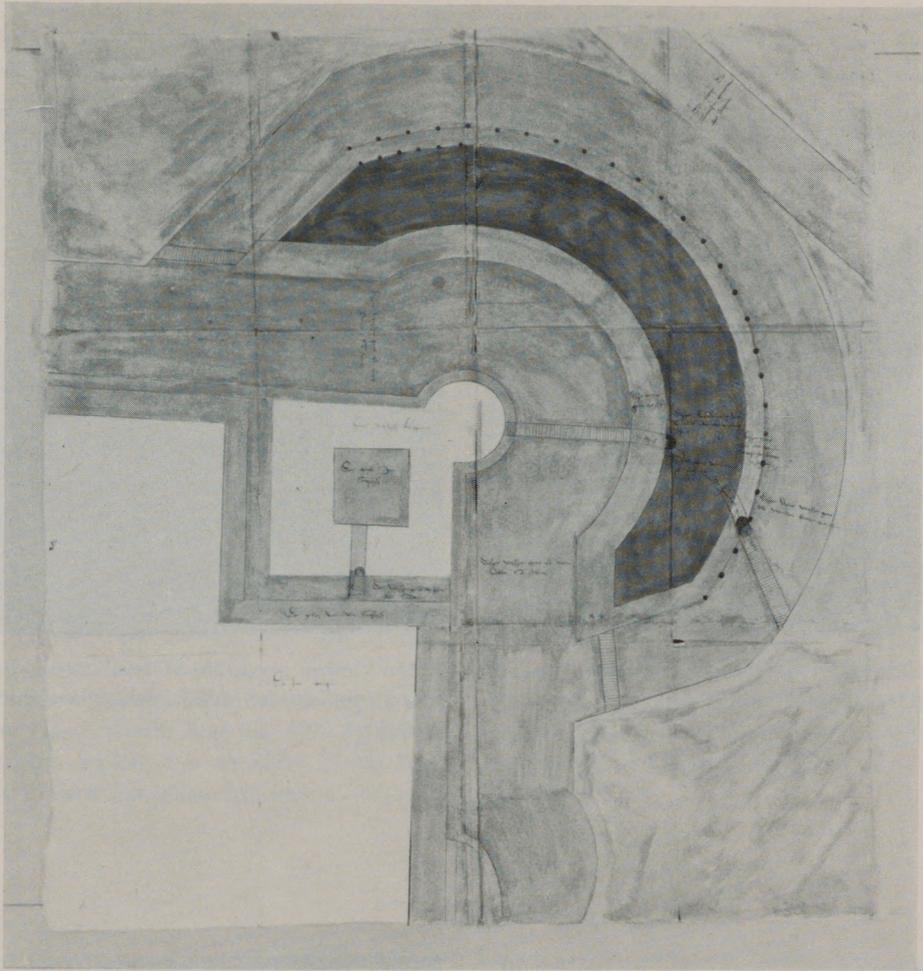


6. Entwurf von Stern für eine Eckbastion mit Zwingergebölbe. Grundriß.

Risse und Berichte für „die Bollwerke und Schießstätten“ gesandt (HSTA A. 72 B. 73), wobei jedoch unklar bleibt, ob es sich um Idealzeichnungen oder um bestimmte Visierungen für die württembergischen Festungen gehandelt hat. Schöttel hatte sich 1554 auch über die Anlage von zwei noch unfertigen Bollwerken in Kirchheim zu äußern (HSTA A. 256, 1554 bis 1556; A 364 w. V. B. 5). Schöttel entwarf (HSTA A. 72 B. 73) eine Bastion an der Stelle des heutigen Schlosses, die mit ihren über Stadt- und Zwingermauern hinausführenden geraden Flanken den Zwinger bestreichen und mit ihrer fast rechtwinkligen Spitze tief in den Graben vorspringen sollte. Die moderne Form der Bastion bot dem frontalen Beschuss viel geringere Angriffsflächen, sie gewährte auch, im Gegensatz zum Rondell, dem Angreifer an keiner Stelle mehr Deckung vor dem Beschuss von der Mauer aus.

Gleichzeitig mit Schöttel – oder nur bald darauf – berief Herzog Christoph auch noch den bayrischen Bau- und Büchsenmacher Georg Stern (HSTA A. 256,

1554/55), der ebenfalls schon 1539 unter Solms gearbeitet hat und zwischen 1550–1560 in Ingolstadt wichtige Fortifikationsanlagen erstellte (R. Fuchs a. a. O. S. 37). Er war 1557 als Berater bei der sehr modernen bastionären Fortifikation von Forchheim tätig. Stern, der im Sommer 1554 kam, brachte im Frühjahr 1555 zusammen mit seinem Sohn auf einem Karren „die Visierung über die Stadt Kirchheim“ (HSTA A. 256 1555/56), jedenfalls ein Holzmodell und wohl auch die Pläne, die sich heute noch erhalten haben. Nach seinen eingehenden schriftlichen Erläuterungen (HSTA A. 304 w. V. B. 4) wollte Stern vor die unteren Geschosse des Schlosses jenseits des Grabens eine große breitrechteckige Bastion setzen, mit quadratischen turmartigen Bastionen an beiden vorderen Ecken (Abb. 3). Das „Bollwerk“, auf dem „fürnemlich das gross geschüz geprauchet kan werden“ sollte innen Gewölbe erhalten für Proviant und für Knechtsunterkünfte, auch zur Bereitstellung für Reiter und Fußvolk; auch ein Mühlwerk sollte dort eingerichtet werden. In seinem gut bayrischen Schrei-



7. Entwurf von Tretsch (Grundriß) für das Schloßbollwerk. – Der dunkle Halbkreis mit den helleren Begleitstreifen der Erdenberg, rechts oben die Lauter. Auf dem Entwurf ist Süden oben.

ben heißt es weiter „in summa das meist bedengken, die postey holdt ich fur guott, die nit zu nohet (nahe) am schloss oder stadt stand“, wegen der Feuersgefahr. Oben auf der Bastei könne ein Lustgarten angelegt werden, zum Wandeln für das Frauenzimmer, für ein Zielstatt, zum „Köglen“ oder zum Laufen. Durch dieses Bollwerk wäre auch das dahinter liegende damals noch erst in seinen Grabengeschossen errichtete Schloß geschützt worden (Abb. 4). Der Ingolstädter Baumeister riet aber dem Herzog ab, das Schloß nach einem schon bestehenden Holzvisier auszuführen. Der Bau koste zu viel Zeit und Geld, es genüge ein neues Dach darüber zu erstellen. Die beiden oberen Fachwerkgeschosse dürften jedoch bald

darauf gebaut worden sein. Weiterhin schlug Stern vor, die Zwingermauern, die wegen ihres schlechten Zustands weitgehend neu gebaut werden müßten – schon 1539 wird die schlechte Ausführung der Befestigungsbauten Herzog Ulrichs bemerkt – (A. Ehrenberg, Die Kunst am Hof der Herzöge von Preußen, 1899, S. 159) – auf die Höhe der Stadtmauern aufzuführen, den Zwinger um die ganze Stadt herum mit Gewölben einzudecken und diese noch mit einer Erdschüttung zu schützen (Abb. 5). Oben wäre Platz geschaffen für das Geschütz, das Innere der Gewölbe, zu Kasematten ausgebaut, könnte als Schutzräume bei Feuersbrunst und im Krieg Leib und Gut der Bürger bergen. Dies sei besonders we-



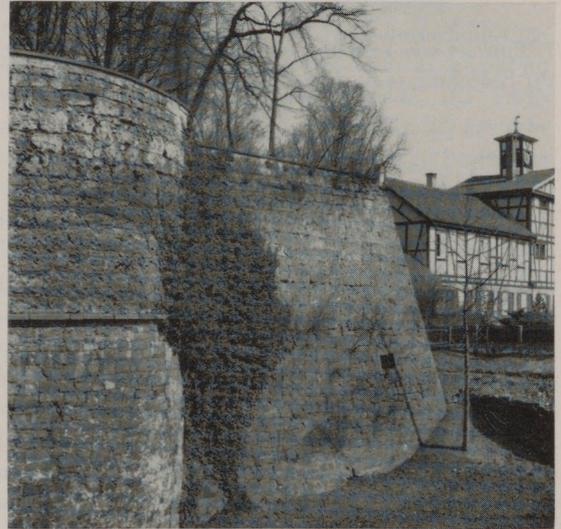
8. Der Graben gegen das Schloß. – Rechts vorne die Marstallbastion, anschließend die Zwingermauer.



9. Der Graben gegen die Marstallbastion. – Rechts der Erdenberg, links der südliche Schloßflügel und die Zwingermauer.



10. Die Marstallbastion und die Zwingermauer von Westen (das Pfortchen nicht ursprünglich).



11. Das Rondell der Marstallbastion gegen Osten.

gen des Holzbaus der Häuser in der Stadt notwendig. An den Stellen, an denen der Zwinger nicht überwölbt werde, solle dieser mit Erde bis zur Höhe der Stadtmauer aufgeschüttet werden, die damit auch eine Verstärkung erhalte. Endlich übersandte Stern noch Entwürfe für spitzwinklige Bastionen mit eingezogenen Flanken (Abb. 6), die nur vor rechtwinklige Mauerecken, also wohl für die Ecken beim Kloster im Nordosten und im Südosten bestimmt gewesen sein können. Der Turm „am Eck“, das heißt wohl „am Erker“ gegen Südosten, sollte – wohl für den Fall, daß die Spitzbastion nicht gebaut werde, um 4 Schuh gekürzt werden.

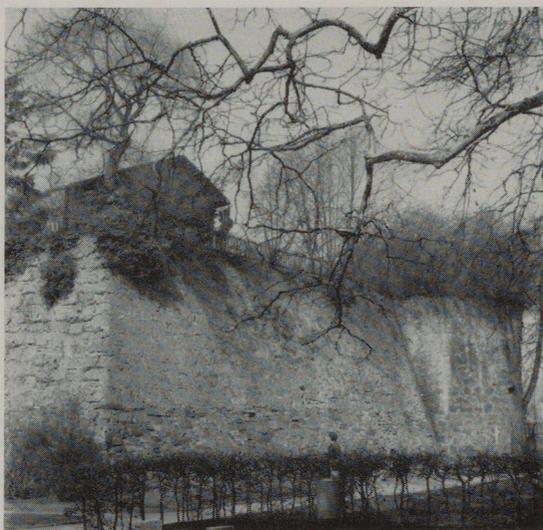
Und endlich empfahl er dem Herzog nicht zuviel „anzuheben zu pauen, sondern ein seidtn fürnemmen vnnnd gar ausgepaut werden“.

Aberlin Tretsch, der maßgebende Baumeister Herzog Christophs, legte im Dezember 1554 eine Kostenrechnung für die Pläne Sterns vor, für „Bollwerckh, Postey und Erdenberg vor dem Schloß“, in Höhe von 15 272 Gulden, für die Gewölbe und Wehren im Zwinger weitere 6913 Gulden.

Vermutlich aus derselben Zeit stammt ein großer Riß von der Hand Aberlin Tretschs (Abb. 7), für ein fast rechteckiges Schloß, von ungefähr 32 auf 26 m und einem Rondell am einen Eck, das in einen 60

Schuh breiten Graben vorstößt. Um diesen ist ein 18 Schuh hoher, im Gesamten 70 Schuh breiter Erdenberg geführt, der wiederum von einem 40 Schuh breiten Graben umsäumt wird. Auf der Stadtseite war ein weiterer im rechten Winkel geführter Graben. Obwohl der Plan den Bau auf eine rechtwinklige Ecke des Mauerberinges vorsah, so kann er dennoch nur für die Stelle des in seiner jetzigen stumpfwinkligen Form fortifikatorisch denkbar ungünstigen Schlosses vorgesehen gewesen sein, weil der „Lauterfluß“ im rechten Obereck des Risses nur diese Lage zuläßt. Es bleibt unverständlich, wie Tretsch bei seinem Plan den Anschluß an den an dieser Stelle in einem stumpfen Winkel zusammenlaufenden Mauerbering hat gewinnen wollen.

Von all den Vorschlägen wurde nur die heute noch bestehende Überwölbung des Zwingers vom Schloß bis zu der mit schrägen abgesetzten Flanken und einem mächtigen Rondell in den Graben vorspringenden Bastei beim Marstall im Süden und die entsprechende, 1841 abgerissene Überwölbung des Zwingers vom Schloß bis zum Rondell auf der halben Strecke zum Ötlinger Tor ausgeführt. Die schmalen „Schießlöcher“ mit ihren dreieckigen Erweiterungen für die „Handrohr“ sind auch noch aus dieser Zeit (Abb. 8–11).



12. Die Bastion beim Kloster von Südosten.



13. Kirchheim – Ansicht von 1683 aus dem Kieserschen Forstlagerbuch. – In der Mitte das Schloß, rechts die Marstallbastion, links zwischen Schloß und Ötlinger Tor das Rondell, zwischen Mauerring und Erdenberg der Graben.

Die Umbauten mit denen auch eine wesentliche Erhöhung der Umwallung, des Erdenbergs, verbunden war, ist auch an den nun verwandten Kalktuffen deutlich zu erkennen. Auch die Bastion am Nordosteck beim Kloster (Abb. 12) wurde damals im Zug der Modernisierung der Befestigungsanlagen erhöht, wie es aus dem Kalktuffmauerwerk über den ungefähr $2\frac{1}{2}$ m hohen unteren Mauerteilen aus bräunlichen Jurasteinen zu erkennen ist und auch aus der deutlichen Horizontalfuge in derselben Höhe auf der stadtseitigen, aus Jurasteinen gebauten Mauer der Bastion. (Die Bastion wurde nicht 1654 erbaut wie die Kunst- und Altertumsdenkmale S. 19 angeben, sondern nur erneuert [HSTA A. 249.1225]. Ihre Rundform ist auch für das späte 17. Jahrhundert völlig undenkbar.) Auch das stadtseitige Mauerwerk der Bastion beim Marstall zeigt dieselbe Horizontalfuge in dem Mauerwerk aus bräunlichen Jurasteinen.

Die örtliche Bauleitung hatte der Werkmeister Joachim Mayer aus Kirchheim, der, wie Herzog Christoph an Tretsch schrieb „die gewelb der stattmaur gemacht“ hat (HSTA A. 346 B. 29), der schon von 1533 an an den Schorndorfer Befestigungsarbeiten tätig gewesen ist und als Fachmann wiederum 1559 bis 1560 nach Schorndorf geholt wurde.

Die Gesamtkosten betragen nun 14 000 Gulden. Die sehr schwierige Finanzlage des Landes hätte es kaum zugelassen, die sehr viel größere Mittel erfordern den Planungen von Stern auszuführen, zumal mit

allen Kräften an der Modernisierung der Landesfeste Schorndorf gearbeitet wurde, der strategisch eine viel größere Bedeutung zukam. Das Modell von Stern blieb aber Herzog Christoph so wertvoll, daß er es noch 1560 dem Augsburger Zeugmeister Jörg Vetter, wiederum einem angesehenen Festungssachverständigen, vorzeigen ließ (HSTA A. 72 B. 70).

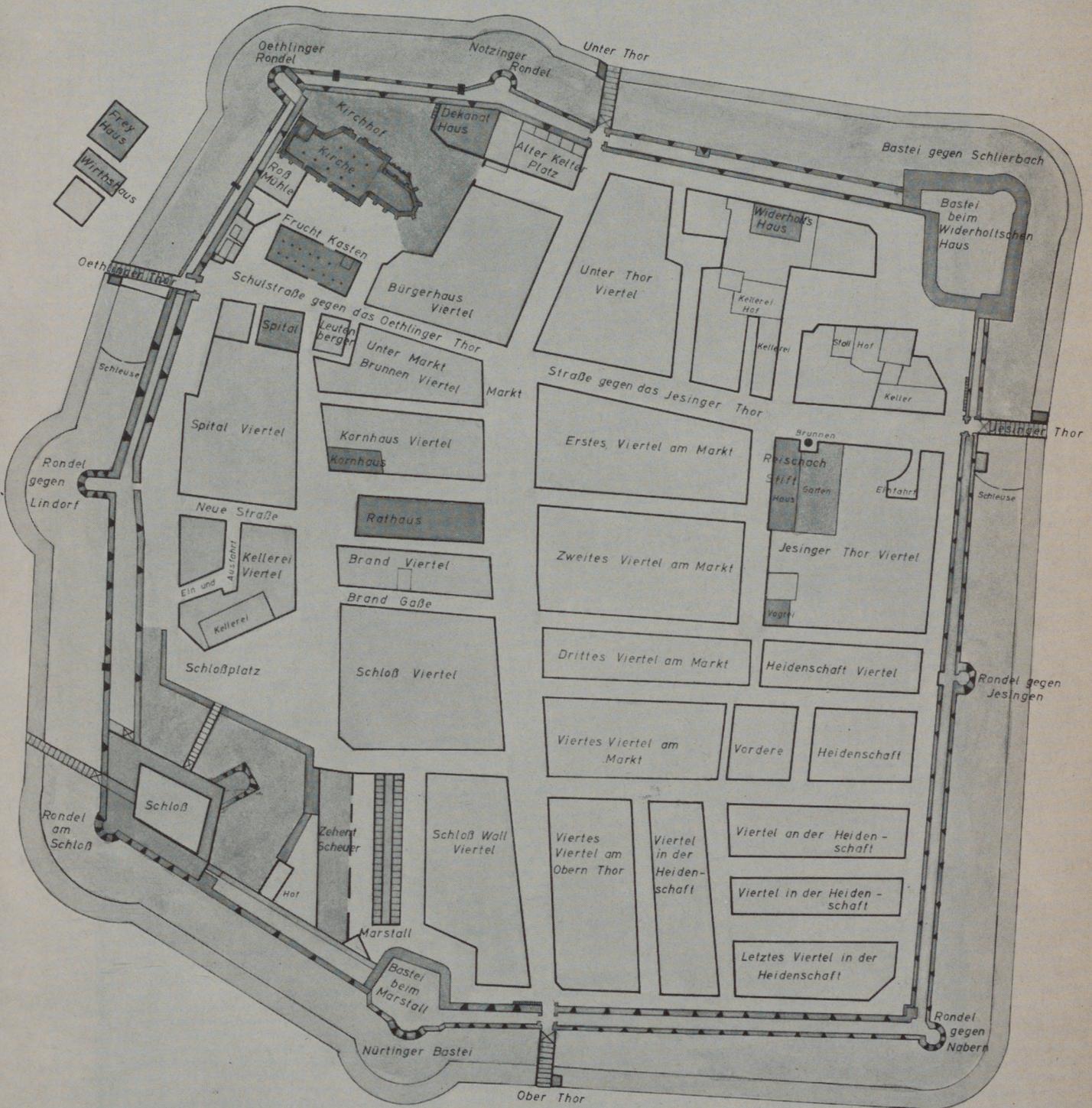
Die bekannte Ansicht in Kiesers Forstlagerbuch von 1683 (HSTA A. 299) wird im wesentlichen den Zustand der Kirchheimer Befestigung im späten 16. Jahrhundert zeigen (Abb. 13). Der überwölbte Zwinger zwischen Schloß und Marstallbastion und weiter zu dem Rondell vor dem Ötlinger Tor sowie der Erdenberg sind gut zu erkennen. Der Graben ist heute zwischen Schloß und Marstallbastion mit 24,5 m breiter als Tretsch 1554 vorgeschlagen hatte. Der Erdenberg, der um die ganze Stadt geführt wurde, und in der heutigen Alleinstraße noch gut zu merken ist, konnte nicht viel niedriger gewesen sein als die Terrasse über dem überwölbten Zwinger zwischen Schloß und Marstallbastion; sie liegt heute ungefähr 6 m über der stark eingeschütteten Grabensohle.

Erst viele Jahre später, noch während des Dreißigjährigen Krieges, von 1640 an, wurden ganz allmählich die längst veralteten Befestigungswerke Kirchheims etwas modernisiert, doch ohne zu einer wesentlichen fortifikatorischen Bedeutung gebracht zu werden.

Photonachweis: Abb. 1, 3–7 Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Entwicklung der Stadt Kirchheim u. T. in Plänen und Luftbildern

Zusammengestellt von Gerhart Kilpper



1. Grundriß der Stadt vor dem Brand am 3. August 1690



2. Stadtmitte um 1828





5. Luftaufnahme des Stadtkerns

Luftbild Albrecht Brugger. Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2/18627

Die auf Seite 149–156 zusammengestellten Pläne von Kirchheim u. Teck sollen die bisherige Entwicklung der Stadt optisch erfassbar werden lassen.

Es sind Pläne der Stadtmitte – ausgehend von dem Grundriß vor dem Brande am 3. August 1690 über den Plan von 1828 bis zum Luftbild Stadtmitte 1966 –, die insbesondere die bleibende Grundstruktur des Straßenkreuzes zeigen, das in überzeugender Weise in den, die Stadtmitte begrenzenden Ring eingehängt ist.

Diese Pläne zeigen sehr günstige Voraussetzungen für eine Umwandlung dieses überkommenen Gesamtbereiches zu einem Stadtzentrum, das den heutigen Anforderungen genügt. Einige Gründe dafür sind

1. die nahezu ebene Lage,
2. die zur Verfügung stehenden Freiräume, die früher Stadtgraben und Befestigung aufnahmen und die jetzt den Verkehrsbedürfnissen dienen können (Parkplätze am Rande der Kaufstadt),
3. die vielen differenzierten Zugangsmöglichkeiten in das Innere der Stadtmitte,
4. die guten Verbindungen zu den äußeren Bereichen der Stadt.

Es ist in gewissem Sinn eine ideale Ausgangssituation, wengleich verschiedene Engpässe, wie z. B. die Kreuzung Max-Eyth-Straße/Alleenstraße, vorhanden sind. Die Luftaufnahme des Stadtkerns zeigt deutlich, daß darüber hinaus auch die Grünanlagen an diesem Ring eine gute Voraussetzung sind, da sie als neutralisierende Zone zwischen Altstadt und den angrenzenden Bereichen lie-

gen und damit eine wichtige gestalterische Funktion ausüben.

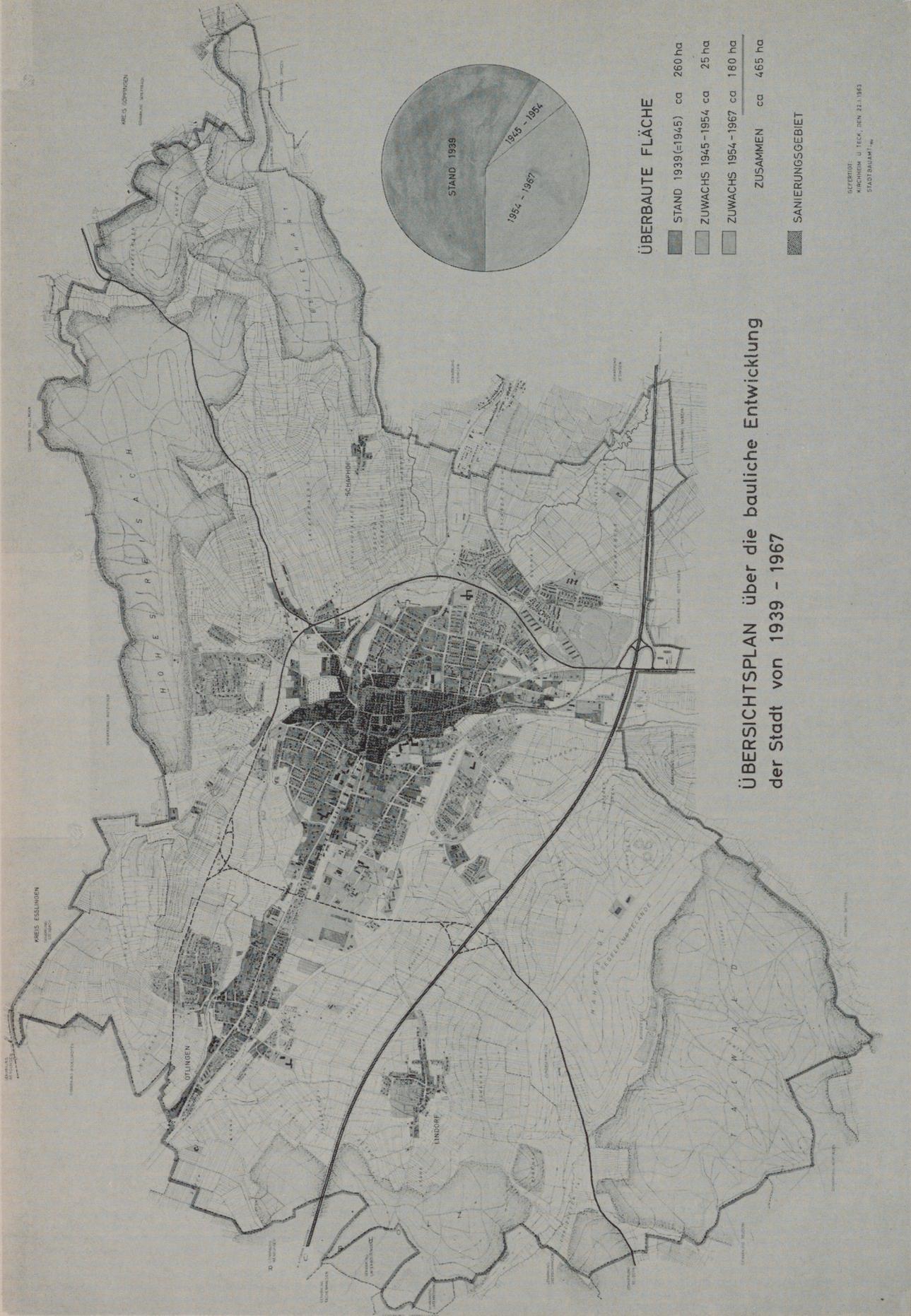
So wie die Innenstadt geradezu modellartigen Charakter hat und eine sehr gute Basis für ein funktionierendes Zentrum darstellt, so ist auch die Gesamtstadt in ihrer landschaftlichen und verkehrlichen Situierung sehr begünstigt. Die Ausweitungsgebiete lagern sich ringartig um die Mitte und schaffen dabei die Verbindung zu den angrenzenden Stadtteilen, wie z. B. Ötlingen. Die Höhen bieten herrliche Wohnlagen mit Blick zur Schwäbischen Alb, und das noch bestehende Tabu der Bebauung der Hänge wird in Zukunft wohl auch der besonderen Chance bevorzugter Wohnlagen wenigstens in Teilen weichen müssen. Eine solche Entwicklung braucht auch vom Gesichtspunkt des Landschaftsschutzes nicht befürchtet werden, da eine Bebauung mit Terrassenhäusern z. B. das gewünschte Ziel in gleicher Weise, wenn nicht noch besser, erreichen läßt: eine charakteristische Gliederung der Stadt in der Landschaft.

Die Nähe der Autobahn mit einem und in der Zukunft mehreren Anschlüssen von Bundesstraßen bringt die für die Entwicklung der Stadt notwendige Verkehrsgunst. Eine jetzt in Aussicht stehende Verlegung des Bahnhofs würde zur Entflechtung der verkehrlichen Verhältnisse der Innenstadt wesentlich beitragen.

So ist die Stadt Kirchheim unter Teck ein lebendiges Beispiel für das Wachstum und die Umwandlung einer Mittelstadt unter Fortentwicklung ihrer charakteristischen Wesensmerkmale.

4. Luftbild Stadtmitte 1966 – Ausschnitt.

Luftbild Photometrie AG München. Freigegeben von der Reg. von Oberbayern Nr. G 7/85946



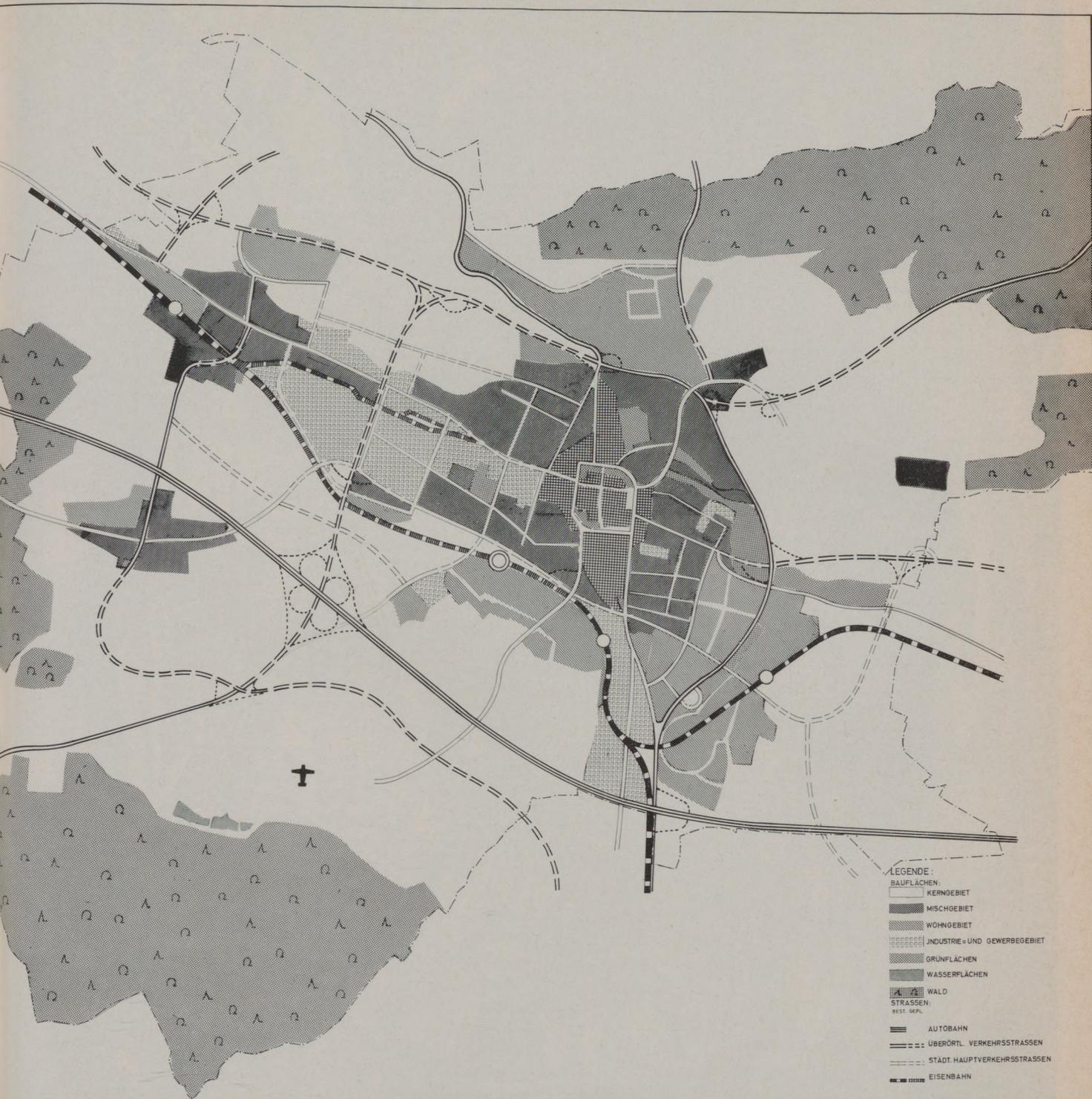
ÜBERBAUTE FLÄCHE

- STAND 1939 (≠1945) ca 260 ha
- ZUWACHS 1945-1954 ca 25 ha
- ZUWACHS 1954-1967 ca 180 ha
- ZUSAMMEN ca 465 ha
- SANIERUNGSGEBIET

**ÜBERSICHTSPLAN über die bauliche Entwicklung
der Stadt von 1939 - 1967**

GEZEIERT:
KIRCHHEIM U. TECK, GEN. 22.1.1963
STADTBÄUAMT

6. Gesamtstadt – Übersichtsplan über die bauliche Entwicklung der Stadt von 1939 bis 1967



- LEGENDE:
- BAUFLÄCHEN:
- KERNGEBIET
 - ▨ MISCHGEBIET
 - ▧ WOHNGEBIET
 - ▩ INDUSTRIE- UND GEWERBEGEBIET
 - ▤ GRÜNFLÄCHEN
 - ▥ WASSERFLÄCHEN
- WALD
- STRASSEN:
- AUTOBAHN
 - ÜBERÖRTL. VERKEHRSSTRASSEN
 - STADT. HAUPTVERKEHRSSTRASSEN
 - EISENBAHN

STADT KIRCHHEIM UNTER TECK

7. Flächennutzung und Verkehrsplanung

Umseitig 8. Luftbild der Gesamtstadt 1968
 Luftbild Albrecht Brugger. Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2/22598



Die Schwäbische Dichterschule

Von Gerhard Storz

Im Jahr 1962 gab es zur Feier des hundertjährigen Todestages von Ludwig Uhland selbst in Württemberg nur wenige Veranstaltungen, und sie standen eher im Halbdunkel als im vollen Licht der Öffentlichkeit. Vor der Universität in Tübingen, an der Uhland eine Zeitlang gelehrt hat, gedachte Josef Eberle weniger des Dichters als des Demokraten, des tapfren, integren Mannes, des exemplarischen Menschen überhaupt. Derart verfuhr er nicht willkürlich, nicht ungerecht, sondern übereinstimmend mit der Tatsache der geschwundenen Lebenskraft von Uhlands Dichtung. Aber noch 1857 hatte Friedrich Hebbel auf dem Widmungsblatt seiner Gedichtsammlung Uhland den „ersten Dichter der Gegenwart“ genannt – mindestens bis 1914 gehörten des „Sängers Fluch“, der „Taillefer“, „Das Glück von Edenhall“ nicht nur in württembergischen Schulen zum obligaten Memorierpensum neben, sozusagen au pair mit Balladen von Goethe und Schiller. Wenn sich aber Uhland gegenüber eine so augenfällige Wandlung vollzog, ist sie vollends erst gegenüber den *poetae minores* aus Schwaben zu erwarten. Von Uhland und Kerner ist hierzulande vermöge der Melodien Silchers immerhin noch einiges geblieben, aber was von Gustav Schwab? Es seien denn die Verszeilen von den in der einen Stube versammelten Großmüttern. Was von Gustav Pfizers Lyrik? Ja sogar sein Name, nicht anders als der von Karl Mayer, Waiblinger, Zimmermann, ist vergessen. Besorgen Sie jedoch nicht, ich ginge jetzt daran, Sie in Wehmut zu versenken, um Sie dann hernach an der Hebung eines versunkenen Goldschatzes von Poesie zu beteiligen. Allein auf die Polarität von fast plötzlichem Beginn einerseits, von allmählichem Versinken andererseits eines ehemals weit über Württemberg hinaus gefeierten Dichterkreises, darauf allein möchte ich heute abend Ihre Aufmerksamkeit lenken. Denn in solchem Wechsel begegnet doch wohl ein Sachverhalt, der zumindest für die württembergische Landesgeschichte von einiger Bedeutung ist –, vielleicht sogar, wie ich zeigen zu können hoffe, für unsere Vorstellung von Literaturgeschichte überhaupt.

Der Regimentsmedikus Schiller wurde zum Deserteur wahrscheinlich nicht nur, vielleicht nicht einmal hauptsächlich, weil sein Herzog ihm fernere Reisen ins Ausland – nach Mannheim – und das Schreiben

im belletristischen Fach verboten hatte. Denn der Eleve der Karlsschule kannte seinen Rektor, dessen Zornausbrüche, aber auch die Wiederkehr der Gunst, vermehrter Gunst, die zumeist dem Wüten folgte. Doch die Fortsetzung der Laufbahn, die mit der Mannheimer Uraufführung der „Räuber“ so plötzlich wie strahlend begonnen hatte, ertrug kein Zuwarten. Sodann war da die Atmosphäre von Stuttgart, die der junge Dichter nunmehr – im Vergleich mit Mannheim – als stickig und drückend empfand: „in diesem Norden des Geschmacks“ heißt es über Stuttgart in einem Brief von 1782, „werde ich ewig niemals gedeihen“. Aus diesem „Norden“ ist er denn geflohen, nicht nur vor der Despotie Karl Eugens.

Sein Altersgenosse und Stuttgarter Mitbürger Friedrich Stäudlin beklagt in der Ode „An die Jünglinge meines Vaterlandes“ gleichfalls den amüsischen Zustand der Heimat:

„Glüht Genius und Himmelsglut im Busen
Saxoniens Erzeugten nur?

Seid ihr, wie sie nicht Lieblinge der Musen,
Nicht Söhne der Natur?

Entreißt, entreißt mit Riesenkraft die Glieder
Dem Schlaf, der eisern euch umschlang . . .“

So hymnisch-exaltiert sich dieser Mahnruf anhört, so bezeichnet er doch die genaue Wahrheit von 1780: noch mehr als andere Regionen Süddeutschlands war Württemberg außerhalb des Werdeganges von deutscher Dichtung geblieben. In der hochbedeutsamen Epoche des Barock wird beispielsweise von Württembergern nur der eine, Rudolf Wekherlin, vernehmbar, ein bedeutender Lyriker. Er verbrachte jedoch die Jahre seiner dichterischen Produktion am englischen Hof. – Aus Schlesien, aus Sachsen, aus großen Städten wie Hamburg und Nürnberg stammten die Dichter des Barock, hernach bereitete sich in „Saxonien“, also in Mittel- und Norddeutschland, die große Zeit von Weimar vor. Dorthin war noch vor Goethe Wieland gerufen worden. Wieland – Schwabe, aber nicht Württemberger; der andere schwäbische Reichstädter, Schubart aus Aalen, suchte seinen Aufstieg in Mannheim und Augsburg. Zum Freundeskreis von Friedrich Stäudlin gehörte der um einiges jüngere Hölderlin: auch er hat Klima und Spielraum für seine Dichtung außerhalb Württembergs gesucht. Kurz-

um – alle Zeichen, alle Zeugnisse bestätigen das Urteil vom „Norden des Geschmacks“: es war keineswegs nur Eingebung zorniger Ungeduld.

„Glüht Genius und Himmelsglut im Busen Saxonien Erzeugten nur?“ diese rhetorische Frage Stäudlins warnt uns davor, die so auffällige Distanz des alten Württembergs von Dichtung, von schöner Literatur überhaupt etwa mit Stammesart oder Volkstum zusammenzubringen. Ein solcher Versuch würde ja nicht nur angesichts Schillers und Hölderlins, sondern wiederum auch gegenüber unserer Schwäbischen Dichterschule in beträchtliche Schwierigkeit geraten. Schon Goethe und seine Zeitgenossen haben das Zurückstehen der süddeutschen Landschaften vielmehr mit der Verschiedenheit des Konfessionsstandes in Verbindung gebracht: dem vorwiegend protestantischen Nord- und Mitteldeutschland stand der ebenso überwiegend katholisch gebliebene oder rekatholisierte Süden gegenüber. Alt-Württemberg war aber ein protestantisches Land, gewiß, aber von sehr anderer Überlieferung und Struktur als etwa die mitteldeutschen Fürstentümer.

Wenig mehr als ein Jahrzehnt vor Einführung der Reformation hatten zwar nicht die Württemberger schlechthin, aber doch die Stadtbürger von Stuttgart und den württembergischen Land-, also nicht Reichsstädten, endgültig einen bemerkenswerten Rechtsstand neben dem Herzog erlangt: Der Tübinger Vertrag von 1514 befestigte diese Partnerschaft, die sich ebenso in der Abwehr äußerer Feinde, Habsburgs und der Reichsstädte, bewährt hatte, wie in der Überwindung des Erbfolgestreits innerhalb des Hauses Württemberg. Dieser Vertrag, die Grundlage der altwürttembergischen Ständeversammlung, war aber ohne Mitwirken des Adels zustande gekommen, ein Umstand, der für den eigentümlichen Werdegang im Herzogtum Württemberg bedeutsam geworden ist. Mit jener Ständeversammlung wuchs die neue reformatorische Institution der *Landeskirche* eng zusammen: in der „Landschaft“, wie jene Städte- und Ständevertretung genannt wurde, hatte nicht der Adel, der ihr nicht zugehörte, führende Bedeutung, sondern die Landeskirche. Nur für seine Zusage, die Reformation in Württemberg einzuführen, hatte der vertriebene Herzog Ulrich die Waffenhilfe des Landgrafen von Hessen und der Eidgenossenschaft erhalten. Angesichts des unablässigen Strebens von Habsburg, das kleine Land als Brücke zu den vorderösterreichischen Gebieten in seinen Besitz zu bringen, sah Ulrichs Nachfolger Christoph dringlichen Grund, die Selbständigkeit Württembergs durch Befestigung des evangelischen Glaubensstandes in seinem Land zu

sichern. Dieser Absicht sollte das Bildungswerk dienen, das Christoph im Verein mit der Landeskirche unternahm: aus der männlichen Jugend des Landes suchte man ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen der Eltern die Tüchtigsten auszuwählen und unterhielt sie vom 14. Lebensjahr bis zum Abschluß der Universitätsausbildung als Staatsstipendiaten. Sie merken, ich rede von den niederen Seminaren, den Klosterschulen, von ihrem akademischen Oberbau, dem Tübinger Stift und von der Eingangsschwelle, dem Landexamen, dem ersten concours central, den es wohl in Europa gab. Sie wissen auch, welcher großer Erfolg diesem frühesten Versuch, die „Begabungsreserven des Volkes auszuschöpfen“, wie man heute sagt, beschieden war, und dies auch außerhalb des eigentlichen Zieles, der Förderung der evangelischen Theologie. Organisation und Leitung des Bildungswesens lag bei der Landeskirche und vornehmlich dieses Privileg begründete deren führende Stellung innerhalb der „Landschaft.“

Im späteren Verlauf wandelte sich die zunächst solidarische Partnerschaft zwischen ihr und dem Herzog zur Gegnerschaft: Durch eine unerwartete Wendung der Thronfolge erhielt Württemberg 1733 in Carl Alexander einen katholischen Souverän, der dem Wiener Hof nahestand. Die bestürzte Landschaft sicherte den protestantischen Glaubensstand des Landes durch einen Sondervertrag mit dem neuen Herzog: Carl Alexander, und ebenso hernach sein Sohn Carl Eugen, mußten die sogenannten Religionsreservalien unterzeichnen. Derart wurde die Landschaft erneut zum Partner, zu einem überaus wachsamem, ja mißtrauischen Partner, des Fürsten. Der evangelische Konfessionsstand stellte sich, jetzt deutlicher noch als zuvor, als die Garantie von Privilegien der Stadtbürgerschaft dar, die nicht nur in dem einen Punkt des Konfessionsstandes der Entfaltung eines absolutistischen Regimes in Württemberg Schranken setzten. Glaubensüberzeugung und politischer Anspruch bedingten sich also wechselseitig, aber nunmehr nicht wie zur Zeit Herzog Christophs gegen den Feind von außen, sondern jetzt vielmehr im Innern, gegen den Landesfürsten, der Gegner von ehemals, der habsburgische Kaiser, wurde zum Verbündeten, zumindest zur Schiedsinstanz. Trotz lutherischer Obrigkeitslehre regte sich in der so eifrigen Kirchlichkeit des Landes, in der echten Frömmigkeit vieler seiner Bürger das Mißtrauen, ja die passive Resistenz gegenüber dem Herzog und seinem Hof. So erschien denn der Glanz von Ludwigsburg, die Blüte der sinnhaften Künste –, zumal der szenischen, der Oper, des Balletts –, als der falsche, ver-

sucherische Schein der bösen Welt: Je leuchtender sie funkelte, desto verstörter wandten sich die Frommen und Stillen im Lande davon ab. Solche Festigkeit hatte, wie sich versteht, ihre Kehrseite – vornehmlich in einiger Selbstgerechtigkeit, die Wendung nach innen zeitigte nicht nur die großen Bekenner wie Joh. Jak. Moser, nicht nur die frommen Seher wie Bengel und Oetinger, sondern auch jene karge, amusische Engbrüstigkeit, auf die Schillers Urteil vom „Norden des Geschmacks“ anspielt.

Noch entschiedener als Schillers frühe Gedichte nehmen die Oden Stäudlins und seiner Freunde den Ton und Stil Klopstocks auf –, aber 1782, im Erscheinungsjahr von Stäudlins „Schwäbischem Musenalmanach“, dem der selbstbewußte Regimentsmedicus seinen eigenen, gleichbetitelten, im gleichen Jahr entgegengesetzte –, 1782 war neben, ja vor Klopstocks Dichtung längst eine andere Weise des Singens und Sagens getreten: Ob die jungen Stuttgarter Goethes frühe Lyrik kannten oder nicht, sie gaben jedenfalls der feierlichen, überpersönlichen Hymnik Klopstocks, dem Dichter des Messias, von geistlichen Liedern, den Vorzug. So schritten sie, gleichsam an der Hand geistlicher Dichtung zur weltlichen hinüber: darin und in seinem späten Zeitpunkt wird die Eigentümlichkeit sichtbar, die dem Anfang von weltlicher Dichtung in Württemberg zukommt. Schillers Beginn vollzog sich weniger in lyrischem, als in dramatischem Hervorbringen; wenn nichts anderes sonst, so hätte ihn allein schon diese Entscheidung aus der Heimat fortgewiesen, die dem neuen Verlangen der Deutschen nach einem eigenständigen Drama, nach einer neuen, bürgerlichen Bühne, also der Parole vom „Nationaltheater“ noch entfernter geblieben war, als der topographische Befund es ausweist: Von Hamburg bis Mannheim reichten die Versuche zu einem „Nationaltheater“, aber nicht weiter südwärts, nicht über die kurpfälzische Grenze hinaus. Dieser Sachverhalt auf dem Gebiet des Theaters hatte sich auch zwölf Jahre hernach noch nicht verändert, als Schiller, von Jena nach Stuttgart zurückgekehrt, aus dem Staunen über die große Wandlung nicht herauskam, die sich hier vollzogen hatte: Aus dem „Norden des Geschmacks“ war, wohlgemerkt, außerhalb des jetzt so stillen, glanzlosen Hofes, eine Kunststadt geworden, in der Künstler wie Dannecker, Scheffauer, Schick, Hetsch, Müller nicht nur ihre Werkstätten, sondern auch ihre bürgerlichen Auftraggeber und gesellschaftlichen Partner hatten. Goethe hat kurz hernach in dem Kreis um den Kaufmann Rapp einige Tage gelebt, wir haben seine spürbar erfreute Schilderung im Tagebuch der Schweizer Reise von 1797, die Schillers

so günstigen Eindruck bekräftigt. Die Ursache für die überraschende Wendung gibt uns Schiller selbst an: Er sah sie in der Erziehungsarbeit der Karlsschule, und neuere landesgeschichtliche Forschung hat sein Urteil nachdrücklich bestätigt. Die Karlsschule hat im Auftrag ihres Gründers auch die Aufklärung nach Württemberg gebracht, sie ist dort erst am Jahrhundertende, also um einiges später wirksam geworden als in Mittel- und Norddeutschland. Auf die Karlsschule gehen, wie gesagt, die Anfänge der bildenden Kunst außerhalb des Hofes in Stuttgart zurück; allein auf diesem Feld hielt nun die württembergische Hauptstadt mit der Zeit, mit der Kunstsituation draußen, in Europa überhaupt, Schritt: Denn die Zeugnisse dieser neuen, bürgerlichen Kunst vom Jahrhundertende sind in Geist, Themen und Stil klassizistisch geprägt.

Gleichzeitigkeit und Verspätung verflochten sich auf wunderliche Weise in dem Kreis um Cotta und um sein neugegründetes „Morgenblatt für gebildete Stände“ in den ersten Jahren des neuen, des 19. Jahrhunderts. Im zweiten Jahrgang des Blattes, 1808, war beispielsweise das folgende Bekenntnis nicht etwa eines Beitragärs, sondern eines Redaktionsmitglieds zu lesen: „Hätten wir lauter Schriftsteller wie Wieland, Möser, Thümmel, Engel und wenige andere, das Ausland würde aufhören, zu leugnen, daß auch die Deutschen eine Literatur besitzen.“ Nicht nur die Jüngeren, die Archegeten der Romantik – Novalis, Tieck, die beiden Schlegel –, nicht nur Jean Paul werden also totgeschwiegen, sondern auch die beiden Großen von Weimar, der Landsmann Schiller noch drei Jahre nach seinem Tod. – Gegen jenen Sprecher, den Schriftsteller und Oberfinanzrat Friedrich Weißer, erhob sich der Protest einiger Tübinger Studenten, jedenfalls verhöhnnten sie Weißers altmodischen Geschmack, sonderbarerweise waren sie jedoch, zwar nicht ausdrücklich, aber faktisch mit Weißer in einem Punkt einig: auch ihnen bedeutete die Dichtung Goethes und Schillers nichts. Sie hatten sich in ihren Knabenjahren noch an Hölty und Ossian begeistert, jetzt aber, um 1808, war es der neue, zugleich uralte Ton aus dem Wunderhorn, der es ihnen angetan hatte, zeitlebens wie es sich zeigen sollte. Gegen Weißer und das Cotta'sche Morgenblatt wandte sich das von jenen Studenten verfaßte „Sonntagsblatt“ vornehmlich deshalb, weil die neue Volksweise und die ersten Gedichte der Studenten Ludwig Uhland und Justinus Kerner in dieser Tonart von jenem Weißer im Morgenblatt recht hochnäßig abgetan worden waren. Dennoch kann keineswegs von einem Protest der jungen Tübinger Romantik gegen die zopfige Über-

ständigkeit in Stuttgart die Rede sein. Denn was es mit „dem Romantischen“ des näheren auf sich habe, das wird im Tübinger „Sonntagsblatt“ von dem redlichen Uhland, der seine ungenaue Kenntnis davon eingesteht, erst noch untersucht. Der jugendliche Tübinger Kreis um Justinus Kerner – er, noch nicht Uhland, war dessen Mitte und Seele – fand bald einige Beziehung zur Heidelberger „Zeitung für Einsiedler“, also zu Arnim, Brentano, Eichendorff, Görres, aber noch nicht, oder nicht mehr, zu den romantischen Gründern, zu Novalis, zu den Schlegeln, zu Schleiermacher, und schon gar nicht zu ihrem philosophischen Wegbahner Fichte. Anders als die „Einsiedlerzeitung“ war das Tübinger „Sonntagsblatt“ kein publizistisches Unternehmen – ist es doch erst 1961 von Bernhard Zeller im Druck herausgegeben worden –, hinter den handgeschriebenen Blättern stand weder ein literarisches Programm noch eine Gruppe von erklärten Dichtern oder Schriftstellern. Ein Kreis von Liebhabern und Freunden sammelte darin recht verschiedenartige Versuche der Darstellung von Ideen, Studien, Einfällen ohne weiterreichende Absicht. Das „Sonntagsblatt“ sollte, wie Uhland, der wohl ernsthafteste Beiträger, schrieb „ein Spiel jugendlicher Kräfte, ein Punkt offener Mitteilung in einem Kreis vertrauter Freunde“ sein. Wie von einem Spiel zu erwarten, hat es nicht lange, nicht ganz ein Vierteljahr, gedauert und nur 8 Nummern des „Sonntagsblattes“ zustande gebracht. Dennoch darf man in dem Tübinger Privatunternehmen den Beginn der Schwäbischen Dichterschule sehen. Die unbeschwerte Lässlichkeit, die Wendung weniger an eine allgemeine Öffentlichkeit als nach innen, zu den Freunden – diese Weise der ersten Stunde hat die „Schule“, die eigentlich niemals eine solche sein wollte, an sich behalten, auch noch als Uhland ein in ganz Deutschland gefeierter Dichter, Kerner zumindest weithin bekannt, beliebt, verehrt war. Weitergewirkt, lange über das „Sonntagsblatt“ hinaus, hat auch Uhlands Begriff von Romantik, den er eben im „Sonntagsblatt“, wohl in dessen gewichtigstem Beitrag „Über das Romantische“ entwickelt. Darin erscheint das Bild von *„den zwei sonnigen Bergen der alten und der neuen deutschen Poesie, zwischen denen das Zeitalter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hinabdämmert“*. Unter der „alten Poesie“ versteht Uhland zweifellos die ganze Summe altnordischer, althochdeutscher, mittelhochdeutscher Dichtung, weniger bestimmbar ist seine Abgrenzung der „neuen deutschen Poesie“, und zwar infolge der Weiterführung seines Bildes von den zwei besonnenen Bergen: zwischen ihnen wird nämlich „eine befreundete Brücke“ erhofft, auf welcher „ein frohes Hin-

und Herwandeln lebendig würde“. Mit großer Wahrscheinlichkeit schließt der junge Uhland, Friedrich Weißers Idealdichter, also „Wieland, Möser, Thümmel, Engel“ von jener Kommunikation über die Zeitbrücke hinweg aus, aber vielleicht auch noch andere, Spätere, Größere, vielleicht sogar die Klassiker von Weimar. Wie immer – weder Uhland noch Kerner hatten, ich sagte es schon, Beziehung zu Goethes, zu Schillers Dichtung, auch Schwab nicht, erst für Mörike und seine Altersgenossen wurden die Klassiker, für Mörike vornehmlich Goethes Werk, zu lebendiger, nährender Gegenwärtigkeit. Als jugendliche Partner der Alten bei der Begegnung auf der Brücke dachte sich Uhland doch wohl vornehmlich die romantischen Dichter. Im Verlauf des Aufsatzes wird „das Romantische“ jedoch mehr und mehr mit dem Mittelalterlichen gleichgesetzt, und die „Kunstwerke der Romantik“, von denen der erste Satz spricht, erscheinen immer deutlicher als mittelhochdeutsche Dichtungen. Diese galten aber auch als Aufgabe historischer Forschung, nicht nur als Gegenstand enthusiastischer Bewunderung. So heißt es beispielsweise: *„Wie der romantische Sinn der gotischen Stämme sich mit ihnen in verschiedene Länder verbreitete oder mit der Romantik anderer Völker zusammentraf, wie das Romantische sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete, und so manches andere sind wichtige Gegenstände historischer Untersuchungen.“*

Solche Verbindung von jugendlicher, dichterischer Begeisterung und von Geschichtssinn zu verstehen, fällt uns heute nicht leicht. Die meisten von uns sehen fruchtbare, erweckende Möglichkeiten nur im Neuen, ja erst Heraufkommenden, im Künftigen, wenn nicht gar im Utopischen. Sie glauben nicht mehr, daß jugendliche Ergriffenheit den Blick zur Vergangenheit zu wenden vermag oder daß aus rückgewandter Schau dichterischer Enthusiasmus entspringen könne. Indessen die Tatsache steht unzweifelhaft, unübersehbar fest, daß der europäische Geist sich wieder und wieder durch Rückwendung zum Alten, zum Altertum, das eben nicht als vergangen, sondern als klassisch erschien, erfrischt und erneuert hat. Wie im 15. und 16. Jahrhundert eine gewaltige Bewegung durch die Wiederbegegnung mit Homer, mit griechischer Dichtung ausgelöst worden ist, so wurden junge Menschen um 1770 durch die Entdeckung von Kunst und Dichtung als ursprünglicher, urtümlicher Lebensäußerung, also durch die Zeugnisse der Volkslieder, der Volksdichtung überhaupt erschüttert – mit einer Gewalt, die sich an der Fortdauer des Entzückens über eine Generation hinweg ermißt. In diesem Be-

tracht stellt sich die Romantik als zweite Welle der Bewegung dar, die man „Sturm und Drang“ nennt. Das Ursprüngliche steht aber am Anfang, das Neue lag damals also rückwärts, in der Vergangenheit. Auch das Mittelalter erschien damals neu, als jugendliche Epoche, eine Entdeckung, die gerade von den Jungen dem Begriff der Aufklärung vom „finsternen“ Mittelalter kampflustig entgegengehalten wurde. Diese Einsicht müssen wir immer wieder erneuern, wenn wir die Jugendwelt um 1800, also auch jene Tübinger Studenten vom „Sonntagsblatt“, richtig sehen wollen. Denn der Sinn für Dichtung lebte in ihnen kräftig, unmittelbar, wie es sich in dem Wort des gleichen Uhland von 1807 bezeugt: „So fest, so innig schlingt sich Poesie um uns, wir fühlen ihr klopfendes Herz an unserem Busen, heiß atmet sie uns an, und doch was ist sie? Die meisten fühlen sie, ohne sie zu schauen, wie Psyche den nächtlichen Amor.“

Die Wendung zur Geschichtsforschung wurde also schon in der ersten Stunde der schwäbischen Romantik eingeschlagen, gewiß zunächst nur von Uhland, aber von ihm für immer, und sein Beispiel hat auf die Jüngeren, zumindest auf Schwab und Wilhelm Hauff, bestimmend gewirkt. Was für die Spätromantik insgesamt gilt, trifft in besonderem Maß auf die schwäbische zu: in ihr lebt – den einen Kerner ausgenommen – nichts mehr von progressiver Universalpoesie, nichts mehr von bebender Ahnung, von unendlichem Gestaltwandel, nichts mehr vom Hinüberfließen des Ichs in die Kreaturenwelt, sondern dichterisches Verlangen, produktive Gestaltungskraft verbinden sich jetzt mit der Liebe zur Geschichte, mit Geschichtswissen und zeitigen im Gedicht die Vergegenwärtigung des Geschichtlichen, vornehmlich des Mittelalterlichen, in der historischen, nicht der mythischen Ballade, sodann in der historischen Erzählung überhaupt. Auf dieser Bahn ging aber romantische Schau unversehens über in geschichtstreue, also indirekt in realistisch zielende Darstellung: Von Uhlands Eberhardsballaden, von Kerners Preislied auf Eberhard im Bart führt über die unheimlich, um nicht zu sagen unheimlich, zahlreichen Balladen Schwabs mit württembergischen Geschichtsstoffen ein gerader Weg zu Hauffs Lichtenstein, schließlich zu den historischen Romanen von Hermann Kurz, die jedoch nicht mehr im Mittelalter, sondern im 18. Jahrhundert, aber gleichfalls in Württemberg spielen.

Diese Reihe und ihre württembergischen Motive lassen einen weiteren Grundzug der schwäbischen Schule erscheinen – ein Heimatbewußtsein, das sich immer wieder auch nach draußen, vornehmlich gegen den deutschen Norden wendet und dies in angriffs-

bereitem Stolz: Jetzt werden die Topoi geprägt vom glanzlosen, gehemmten Wesen der eigenen Landschaft, der eigenen Landsleute, von norddeutscher Weltgewandtheit, aber auch Scheinhafteigkeit, welcher das Eigene als echt, als kernhaft entgegengestellt wird. Noch F. Th. Vischer gerät über dieser Antithese in Wallung, Ausführlichkeit und Ausfälligkeit. Angenehmer, ja charmant läßt sich der gleiche Eifer bei Wilhelm Hauff an: er liebt es, das Stuttgart von 1825 zur Bühne für seine eleganten, hochgeborenen Helden zu machen, die von draußen aus der großen Welt kommen und deshalb im „König von England“ gegenüber der Stiftskirche wohnen. Im Neuen Schloß gehen sie aus und ein, sie besichtigen das Alte Schloß, die Sammlung Boisseree, spazieren in den Schloßanlagen. Man spürt, hier wird versucht, mit Leipzig, Dresden, Berlin, den mondänen Schauplätzen der Erzählungen von Tieck, von E. T. A. Hoffmann, gleichzuziehen. Jenes Selbstbewußtsein ist also weniger schwäbisch, als vielmehr württembergisch getönt, wofür zumindest eine Ursache nicht erst aufgespürt werden muß: Über Nacht war das einstmals so kleine Alt-Württemberg um mehr als die Hälfte vergrößert, das Herzogtum zum Königreich erhoben worden. Deshalb fehlt in den Stimmen der schwäbischen Schule, selbst beim Burschenschaftler Hauff, der Cherusker-ton, der antinapoleonische Affekt, nur Schwab versuchte derlei, sozusagen nachträglich in seine Jugendgedichte einzubringen. Überhaupt Eigentümliches wird sichtbar, nicht nur als Tendenz, sondern auch in dichterischer Verwirklichung. Der germanistische Forscher Uhland hatte als Romanist, in Paris, begonnen, von altfranzösischen Originalen hat er wohl die charmante Keckheit seiner besten Balladen, insbesondere des Fortunatfragments: Der Gelehrte und der Enthusiast haben sich in ihm durchdrungen. Diese im allgemeinen bedenkliche Vereinigung ist aber in seinem Fall nicht nur kein Ärgernis, sondern eine produktive Einheit geworden. Sein großer Erfolg hat ihm nie den klaren Blick auf seine Grenzen getrübt und eben deshalb hat der reife Uhland nur wenig mehr an lyrischem Aussprechen gewagt, aber dieses Wenige ist so wahr wie schlicht. Kerner wird uns heute mehr als Figur, als romantisches Original gegenwärtig denn als Dichter, aber er hatte die Berufung zum Lyriker, sie wird vornehmlich in den schwermütigen, düsteren Altersgedichten offenbar. Wilhelm Hauff hat in den so wenigen Jahren, die ihm vergönnt waren, ein unwahrscheinlich umfangreiches Werk geschaffen. Es ist in seinem Rang ungleich, trägt begreiflicherweise Spuren der Hast, bisweilen auch der Unreife, aber zugleich alle

Zeichen einer außerordentlichen Begabung: nicht abzusehen, was aus dem mit 25 Jahren Gestorbenen hätte aufwachsen können.

Schaut man zurück auf das alte Württemberg, in welchem, wenn überhaupt Dichter, so nur geistliche, in geringer Zahl vernehmbar gewesen waren, eigentlich nur der eine – Friedr. Konrad Hiller –, so sieht es aus, als ob nunmehr, nach Uhlands und Kernalers Beginn, ein mächtiges Verlangen nachzuholen in der jungen Generation entbrannt sei: etwas wie eine Explosion weltlicher Dichtung stellt sich dar, das Tübinger Stift wird geradezu zur Poetenwiege, zur Dichterkaserne. – Aber auch jetzt, um 1825, fehlen immer noch Programm und Gruppierung: neben dem klaren, männlich gehaltenen Umland steht der Magus im Süden, Kerner, dumpfer, aber des poetischen Berufens und Beschwörens mächtiger als der Freund, ihm aber unterlegen an künstlerischer Zucht. Mit dem geschäftigen, vielschreibenden Schwab kontrastiert der formstrenge, zurückhaltende Ehrgeiz Gustav Pfizers, der sich bald klassizistisch, bald byronisch vernehmen läßt, da ist Hauffs Trachten nach Weltläufigkeit, da sind Waiblingers turbulente Anfänge. Aber von den Jüngeren ist keiner mehr klar, nicht mehr ausschließlich von romantischer Prägung, nicht einmal Schwab – an ihnen, vornehmlich an Pfizer, Zimmermann, sogar an Hauff, werden vielmehr Zeichen des Übergangs sichtbar zu jener Zeit, die in den dreißiger Jahren von Gutzkow, Wienbarg, Laube, nicht zuletzt von Heine, der „Kunstperiode“, wie sie sagten, also der Goethezeit, entgegengestellt wird. Der Senior Karl Mayer hingegen fährt unentwegt fort im Vorgestrigen, in Miniaturen, um nicht zu sagen Ansichtskärtchen beschreibender Naturdichtung. Kurzum, das Etikett „Schwäbische Romantik“ paßt nicht auf die bunte, da und dort auch dilettantische Vielgestaltigkeit der dichterischen Produktion zwischen 1820 und 1830 in Württemberg, schon eher kommt man mit der zeitgenössischen Kollektivbezeichnung „Schwäbische Dichterschule“ zurecht.

Sie ist außerhalb Württembergs aufgekommen, als erster, wenn ich recht sehe, hat sie Gutzkow gebraucht, dann hat Heine sich ihrer bedient, hauptsächlich im „Schwabenspiegel“ von 1838, ein Jahrzehnt später noch einmal im „Atta Troll“. Für beide bedeutet „Schwäbische Dichterschule“ eine Kampfparole. Gutzkow greift stracks und grimmig an, nachdem er zuvor Umland mit großer Ehrerbietung aus der Schußlinie gerückt hat. Heine macht aus seiner Polemik ein hübsches, übermütiges Harlekinsstückchen, auch er nicht ohne zuvor, wie in der „Romanischen Schule“, vor Umland tiefen, vielleicht nicht

allenthalben ernsthaften Respekt bezeugt zu haben. Die schwäbischen Dichter wurden aber nicht etwa unversehens, aus barem Übermut überfallen, aus ihren Reihen waren vielmehr die ersten Angriffe gekommen, insbesondere von Schwab, der sich bisweilen als Geschäftsträger seiner dichtenden Landsleute gab: Die Aufnahme eines Portraits von Heine in den „Deutschen Musenalmanach“ beantwortete er mit seinem Austritt aus dessen Leitung und mit einem Streik der schwäbischen Beiträger zu diesem Organ. Mit den Einzelheiten der Campagne hinüber und herüber will ich Sie nicht aufhalten, lag doch die eigentliche Herausforderung, nicht nur Heine gegenüber, in dem allzu beständigen, schließlich nicht mehr zu überhörenden Remonstrieren der schwäbischen Poeten gegen den Norden – aber auch davon abgesehen – die plötzliche Fülle von dichterischen Talenten in einer Landschaft, die so lange Zeit abseits vom literarischen Leben in Deutschland gestanden hatte, mußte den Betrachter von draußen, im Norden, zumindest überraschen, sodann wohl auch zu einem gewissen Zweifel an der Bedeutung jenes so emsigen Hervorbringens veranlassen.

Drinne im Land wollte man zunächst von der Kollektivierung „Schwäbische Schule“ nichts wissen, Kerner beispielsweise pochte auf den Individualismus der schwäbischen Dichter, die keine andere Lehrautorität zugäben als die der Natur. Schließlich faßte er sich so bündig wie doppelsinnig, ungewollt doppelsinnig: *„Bei uns gibts keine Schule / Mit eigenem Schnabel jeder singt / Was halt ihm aus dem Herzen springt.“* Aber der gleiche Kerner feiert in einem anderen Gedicht Umland als „das Haupt des Sängersordens“. Als dessen ältesten Schüler bezeichnet sich Schwab im Widmungsgedicht, das seine Gedichtsammlung eröffnet, und hernach agierte er, wie gesagt, nicht ungerne als Generalvikar des zurückgezogen lebenden Meisters. So gewöhnte man sich auch in Württemberg an die Bezeichnung „Schwäbische Dichterschule“: Im Jahre 1842 erschien sie denn als sozusagen amtlich-neutrale Überschrift über einem Aufsatz des schwäbischen Schriftstellers Friedrich Notter, der ersten Übersicht über die Dichtung in Württemberg nach 1800. Jetzt, 1842, fand Notter offenbar die Zeit für einen Rückblick gekommen: Umland und Kerner waren als Dichter so gut wie völlig verstummt, Hauff und Waiblinger waren längst tot, Schwab beschränkte sich auf Übersetzungen und Herausgeber-tätigkeit, Kurz, Pfizer, F. Th. Vischer und Zimmermann wandten sich mehr und mehr der Politik oder gelehrter Arbeit zu. Hatte sich die lähmende, verstörende Luft des Vormärz auch auf Württemberg ge-

legt, wie wohl dort Intoleranz von der Art wie Verfolgungsmaßnahmen des Deutschen Bundes gegen die jungdeutschen Schriftsteller keine Geltung erlangten? War die glückhafte Konstellation für weltliche Dichtung in Württemberg ebenso wider Erwarten erloschen, wie sie aufgegangen war? – wie immer: die schwäbische Dichterschule war geschlossen, mehr Erinnerung schon, als noch lebendige Gegenwärtigkeit. – Noch ragte aber die Weibertreu im Bewußtsein der Zeitgenossen, weit über Württemberg hinaus, als Fluchtburg der Romantik, noch galt Uhland, der in ganz Deutschland immer noch Gefeierte, als der Ruhm Schwabens.

Einen Dichter habe ich nur eben flüchtig erwähnt, wie wohl ihn doch Notter den „reichsten von allen“ in der Schwäbischen Schule nennt – Eduard Mörike. So verfuhr ich, weil Mörike von seinem ersten Hervortreten an deutlich für sich allein steht, ebenso mit seinem dichterischen Werk wie in seiner persönlichen Existenz: Zu Uhland und Schwab hatte er nur gelegentliche, flüchtige Beziehung, auch mit Kerner verband ihn nicht wirkliche Vertrautheit. Seine Freundschaft mit F. Th. Vischer, mit Hermann Kurz litt unter langen Pausen der Entfremdung. Vischer und David Friedrich Strauß bemühten sich eine Zeitlang nachdrücklich, dem Einzelgänger das Abseitige, Unzeitgemäße seiner Märchendichtung klarzumachen, die sie für hochbegabte, aber hoffnungslos verspätete Romantik hielten. Beide wiesen ihn dringlich auf den psychologischen Roman, auf die historische Novelle als zeitgemäße, erfolgverheißende Region. Unbeirrbar – keineswegs so verspielt, so verträumt, wie man das immer noch glaubt – ist Mörike nach dem mächtigen Strömen seiner Jugendgedichte, nach dem „Maler Nolten“ seinen schweren Weg weitergegangen – bis zur Mozartnovelle, der Bodensee-Idylle, endlich bis zum Gedicht „Erinna an Sappho“, das um 1860 kein zeitgenössisches Gedicht in deutscher Sprache ranggleich neben sich hatte. Er brachte nach 1840 wenig mehr hervor, aber immer nur Vollkommenes – durch lange, schwer zu durchstehende Pausen hindurch wußte er sein singuläres Dichtertum zu wahren. – Allein der Unzeitgemäße hat überlebt – so das Fazit aus Mörikes Werk und aus seiner Exi-

stenz. – Aber um zu sich selbst überhaupt finden zu können, bedurfte auch er der Gunst der Zeit: seine Jünglingsjahre fielen in die wunderlich-wundersame Epoche, in welcher dichterische Erschütterung die Jugend des nüchternen, kargen Landes fast wie Fieber befiel und bewegte. Wohl ist Orplid eine Insel, aber sie hätte sich vor dem Stifter nicht aus dem Ozean erhoben, wäre nicht der Gefährte mit ihm im Bunde und Spiel gewesen, und mit diesem Ludwig Bauer noch andere – die Waiblinger, Mährlen, Kaufmann, die alle zusammen in Homer, in Shakespeare, in Goethe, in der „poesie pure“ ihre Welt und zweites Leben hatten. –

Wir neigen heute nicht selten dazu, die Geschichte der Dichtung als Abfolge des Außerordentlichen zu sehen und übersehen die Pausen, die in jene Reihe hineingehören und sie als Reihe erst möglich machen. Konvention, konventionell sind für uns Schimpfwörter geworden, weshalb seit geraumer Zeit jeder Beginnende und alle Beginnenden zusammen glauben, sie müßten als durchaus Neue, als völlig Originale hervortreten und ihr Beginn falle in ein Jahr 0 der Literatur. Wahrscheinlich muß aber Konvention erst gelernt, geübt, bewältigt worden sein, ehe schließlich dem einen oder dem andern wahrhaft Außerordentlichen das stichhaltig Neue gelingen kann. Auch „epigonal“ brauchen wir nurmehr als abschätzigere Wertung. Epigonen waren sie alle, die Dichter der Schwäbischen Schule, Epigonen mit individuellen, kräftigen, originalen Zügen. Sind doch solche weder Uhland noch Kerner noch Hauff abzusprechen. Epigonen waren aber auch ihre Verächter und Widersacher, Gutzkow, Laube, selbst Heine vor seiner Übersiedlung nach Paris. Uhland, Kerner, alle Dichter der schwäbischen Schule haben in einem bislang amüsischen Land den Boden gelockert, die Atmosphäre gezeitigt, in welcher ein so schmaler, gefährdeter, weil rein entschiedener Dichter wie Mörike allererst erwachen konnte. Epigonen gehören denn so notwendig, so wesentlich zum Ganzen, zum fortschreitenden Leben einer Literatur wie die Pioniere, die Avantgardisten. Dies ist für mich das überschwäbische Fazit aus der Beschäftigung mit der Schwäbischen Dichterschule.

Herzogin Franziska in Kirchheim

Von Ernst Müller

²
Am 12. Januar 1795 schrieb die Witwe des im Oktober 1793 zu Hohenheim gestorbenen Herzogs Carl Eugen in ihr Tagebuch: „Um 6 uhr reiste ich von meinem Lieben Sindlingen ab, mein hertz wahr durch den abschit der Einwohner da äusserst gerührt. Balt war ich zu Böblingen, da stig ich im Oberforsthaus bey der frau v. Reischach ab (herzoglicher Kammerjunker), bis meine pferde Gevutter wahren, um 12 Uhr wahr ich zu Waldenbuch, da aß ich Bey meinen Guten Truftischen (herzoglicher Ober-Forstmeister von Tübingen mit Sitz Waldenbuch – A. W. von Troyff war ein Schwager der Franziska) Zu mitag, u. Kam dann nach die 6. Uhr Glücklich hier in meiner neuen Wohnung an (Kirchheimer Schloß), meine Schwester Pflug (Luise, die Gattin und seit 1772 Witwe des Regierungspräsidenten und Geheimenrats von Pflug lebte seit Mai 1781 in Kirchheim) u. Beede Dames Bittenfeld (zur Familie des Kammerherrn von Biedefeld gehörend) u. Böhnen (geboren in Stockholm, Offizier im Regiment Augée, seit 1786 Kammerherr und Reisemarschall, befreundet mit Franziska) seind mir entgegen Gefahren u. haben mich vervelt, Sie Kamen Erst wie ich schon mein hauss Gesehen hatte, meine Schwester Pflug, Ihre Tochter Charlot und Charlot Woelwart (Schwester von Franziska, verheiratet mit Freiherr von Wöllwarth, zweite Ehe mit Freiherr von Seckendorff) aßen Benebst was an meinen Tisch gehört bey mir zu nacht, ich wuste selbst nicht recht wie mir wahr.“

Liest man die Tagebucheinträge bis zum 11. Februar, mit dem sie enden, dann kann man es der Witwe nachfühlen, daß sie lieber auf ihrem kleinen Eigengut Sindlingen (ihr gehörend aus dem Erbe ihres ersten Mannes von Leutrum, markgräfllich-badischer Herkunft) verweilt hat als in den weitläufigen Zimmern des Kirchheimer Schlosses (damals 45 Zimmer). Der Aufenthalt wechselt zwischen dem Landgut und dem Schloß, Sommers dort, den Winter über hier, hatte für Franziska etwas Vertrautes und Gewohntes. Die erste Gunst des Herzogs, dessen erinnerte sie sich, bestand in der Schenkung des Gutes Hohenheim und der kostspieligen Erhebung der Frau von Leutrum-Bernardin zur Reichsgräfin von Hohenheim durch Kaiser Joseph II. Das Patent kostete an die 7000 Gulden. Nur zu Neujahrsempfängen fand sich das Paar

in dem Stuttgarter Riesenschloß ein. Daß Franziska den Ausbau des großen Hohenheimer Schlosses nicht mehr mit dem Herzog erlebte, daß sie die schweren Krankheitszeiten ihres Herrn in einer Mansardenkammer unter letzter Aufopferung ihrer leiblichen Kräfte in stetem Gedächtnis behielt, das prägte dann auch ihren Witwenlauf zwischen Kirchheim und Sindlingen. Ihre prachtvollen Hohenheimer Wohn- und Schlafzimmer hat sie so wenig benützt wie einstens die Grävenitz die ihren im Ludwigsburger Schloß. Rührend wie die Tagebücher seufzen über das viele „räumen“, das ständige Wechseln in immer kleinere Zimmer. In Sindlingen konnte sie ihre Lieblingsbeschäftigungen weiterpflegen, Ökonomie der Ackerfluren, Verschönerung des Gartens, die Sorge für eine gute Küche und eine kleine Tafel. Wissen wir doch, daß sie ihrem Gemahl gerne in Hohenheim das Frühstück im Speisezimmer des Dörfle hergerichtet hat, daß sie beim Ochsenkauf dabei war, daß sie dem Herzog schwäbischen Rostbraten zubereitete.

Die Wittums-Versicherungsurkunde, die ihr am 4. September 1792 der Herzog ausgestellt hatte und die von den beiden Bruderprinzen Ludwig und Friedrich Eugen gebilligt war, sah Kirchheim als Witwensitz vor und einen Hofstaat fürstlichen Ausmaßes: 8spännige Leibkutsche, genügend Kavaliere, Hofdamen und Hoffräuleins, silbernes Tafelservice usw. Doch gerade an dem fürstlichen Haushalt hatte sie ohne den sie lenkenden Herzog kein Interesse. Sie langweilte sich in Kirchheims Schloß. Was man ihr schon in den 80iger Jahren von Mißgünstigen vorwarf, das zeigte sich jetzt bestätigt: sie zog nur Verwandte und solche, die mit ihr aufgestiegen waren, an ihren kleinen Hof. Literarische Tafelrunden gab es bei ihr nicht, wie sie nachher bei Henriette, der Schwester König Wilhelms I., in Kirchheim Mode wurden.

Man verbrachte viel Zeit – auch das Reiten lag ihr nicht – mit einem aus Amerika eingeführten, dem Whist ähnlichen Spiel oder man setzte in bescheidenem Maße Wohltätigkeitsvisiten und -geschenke fort. Im Tagebuch sind aufgezählt als Verwandte des ständigen Umgangs, Kavaliere ihre beider angeheirateten Neffen von Böhnen und Biedefeld, als Hofdamen zuerst ihre Schwestern – auch die Mutter, die auf einem Gut bei Ensingens saß, kam öfters nach

Kirchheim – und dann deren Töchter, ihre Nichten, einige Hoffräuleins, ein Wittumsrat, zwei Verwalter auf ihren Gütern Bächingen (in Ostwürttemberg) und Sindlingen (bei Herrenberg) – Hohenheim hatte schon ihr Gemahl 1780 nach der landwirtschaftlichen Erweiterung zur Staatsdomäne gemacht und den Komplex aus der Schenkung herausgenommen – also mit dem Hauspersonal etwa 60 Personen. Beliebt und in gewissem Sinn bekannt war bis etwa 1806 ihre Tafel, bei der es erlesene Kochkunst gab und eine modisch gekleidete vornehme Herzoginwitwe, die freilich beim Tod ihres Gemahls mit 43 Jahren viele graue Haare hatte, die in ihren fünfziger Jahren schlohweiß wurden. Franziska spielte in Kirchheim die gute schwäbische Hausmutter der höheren Stände. Ihre Bildung reichte auch kaum über die einer Dekansfrau hinaus. Zeitlebens weigerte sie sich, das Französische, die Hofsprache, zu lernen, zeitlebens ärgerte sie die Höflinge mit ihrer langsamen, gemütvollen schwäbischen Sprechweise und ihrem angeborenen Mutterwitz.

Das Schloß samt Marstall und Lustgarten stand in einer großen Tradition der Dynasten des württembergischen Hauses. Herzog Friedrich, der Mömpelgarder, erkor es 1594 zur Nebenresidenz (in Tübingen herrschte die Pest). Herzog Johanns Sohn Magnus wurde hier geboren, der 1622 bei der Schlacht von Wimpfen eines ritterlichen Todes gestorben ist. Herzog Eberhard III. bestimmte es zum Witwensitz der Gemahlinnen der regierenden Fürsten aus dem Hause Württemberg. Seine eigene zweite Gemahlin Marie Dorothee, eine geborene Oettingen-Wallerstein, verbrachte ihr Alter nach dem Tode ihres Gemahls 1675 hier und ist hier 1690 gestorben. In rühmlichem Andenken wegen ihres tapferen Verhaltens in Stuttgart gegen Melac und die Franzosen steht die in Kirchheim 1712 gestorbene Regenten-Witwe Magdalene Sibylle, eine aus dem Hause Hessen-Darmstadt. Im Gegensatz zu dem Aufstieg des Landedelfräuleins Franziska Theresia aus Adelmansfelden zur „Durchlaucht“ (aber ohne Ansprache „Königliche Hoheit“) und Herzogsgemahlin „zur linken Hand“ erlitt ihre Vorgängerin Johanna Elisabeth, eine markgräfllich-badische Prinzessin, in Stuttgart das Los einer Verstoßenen, das ihr erst nach 1733, dem Todesjahr Herzog Eberhard Ludwigs in Kirchheim wieder abgenommen wurde.

Indessen Franziskas glücklichste Zeiten endeten mit dem Tode ihres „geliebten Herrn“. In Kirchheim saß sie wie eine Verbannte aus Glanz und Ehre. Der herrschsüchtige Erbprinz Friedrich Wilhelm (1806 der erste König von Württemberg) versuchte ihr das

standesgemäße Leben einer Fürstin abzusprechen. Doch kam es im Januar 1794 zu einem Vergleich. Der ihr wohlwollende Herzogsnachfolger Friedrich Eugen und seine brandenburgische Gemahlin Dorothee Sophie, den sie mit Carl Eugen in Mömpelgard kennengelernt hatte, besuchten die Witwe öfters in Sindlingen und zogen sie zu wichtigen Zeremonien an den Stuttgarter Hof.

Dagegen erkalteten und versteiften sich die Beziehungen zwischen Kirchheim und Stuttgart vom Jahre 1806 an, als der neue König es für nicht mehr geboten hielt, die letzte Herzogswitwe in seinen gehobenen und napoleonische Formen annehmenden königlichen Familienkreis aufzunehmen. Zudem spielte bei den protzigen Hochadeligen auch der Status ihrer Ehe und ihre Herkunft eine Rolle: sie war nicht aus fürstlichem Geblüt.

1796 erschienen die Revolutionsheere der Franzosen im Land. Das herzogliche Haus floh nach Ansbach. Franziska ging nach Wien, wo sie am kaiserlichen Hof mit Ehren geduldet wurde. Als Herzog Friedrich die Allianz mit Frankreich einging und Habsburg sein Gegner wurde, mußte Franziska nach Kirchheim zurückkehren.

In ihrem letzten Lebensjahr fünf schlugen die eingesämen pietistischen Neigungen bei ihr stark aus. Obwohl ihr Herr sie vor dem gefährlichen, weil staatsfeindlichen „Pietismo“ gewarnt hatte, war der evangelisch erzogenen Frau, der ihre Scheidung, in der sie schuldig gesprochen wurde, Gewissensbisse verursachte und die nie ganz über ihre, wenn auch sogar 1791 vom Papst anerkannten Mischehe ins reine kam, der Pietismus schwäbischer Sorte zur inneren Erbauung eine Notwendigkeit geworden. In Zürich hatte sie Lavater kennen und schätzen gelernt, in Hohenheim nahm sie Unterrichtsstunden in der Köhlerhütte des Dörfle bei dem Erzprietisten Philipp Matthäus Hahn, dem Pfarrer von Echterdingen, und in Sindlingen gewährte sie dem schwärmerischen Apokalyptiker Michael Hahn Unterkunft. Ihre mehrmaligen Reisen zur Karlsbader Kur verband sie mit ständigen Besuchen bei der Brüdergemeinde in Herrnhut. Was von ihr schriftlich erhalten ist, zeigt unveräußerlich eine naive Aufnahme demütiger Frömmigkeit und einer schwärmerischen Gottesliebe, die sich in Wohltätigkeit bewährt.

Herzogin Franziska ist am 1. Januar 1811 an den Folgen eines Unterleibskrebses gestorben. Sie hatte sich nach pietistischer Art auf ihren Tod wohl vorbereitet. Überliefert ist ein rührender Abschied von den Ihren. Fast möchte man an den Abschied Maria

Stuarts in Schillers Trauerspiel denken. Am 6. Januar fand die Beerdigung statt. Eine Woche lang lag die Leiche in einem zinnernen Sarg unter dem Thronhimmel mit dem Herzogshut ausgestellt. Militärische Eskorte wurde ihr bei der Versenkung des Sarges in die Gruft unter dem Chor der Pfarrkirche zu Kirchheim nicht versagt. In Sindlingens kleiner Kapelle hat

ihr der Neffe und Universalerbe von Böhnen eine Büste aufstellen lassen.

Nicht zufällig, so bemerkt von Ostertag, der Herausgeber des Tagebuchs der Franziska, ist Kirchheim der Ort, wo die erste Herzogin von Württemberg Barbara Gonzaga (Grabmal unbekannt) und die letzte Herzogin von Württemberg Franziska begraben sind.

Die Vor- und Frühgeschichte von Kirchheim unter Teck

Von Hartwig Zürn

Wenn Kirchheim in der schriftlichen Überlieferung erst im Jahre 960 auftaucht, so liegt doch seine Gründung noch um einige Jahrhunderte zurück. Die Urkunden dieser frühen Zeit sind archäologischer Natur, es sind die Friedhöfe der Gründer, der Alamannen, die man an verschiedenen Stellen im Bereich der Stadt gefunden hat. Sie besagen, daß der Ort Kirchheim aus mehreren Urdörfern und kleinen Gehöftgruppen zusammengewachsen ist. An insgesamt sechs Stellen sind bis jetzt alamannische Reihengräber gefunden worden. Der größte Friedhof liegt in der Flur „Rauener“, zwischen der heutigen Hindenburg- und Krenenstraße, mit 137 bekannten Gräbern. Er wurde seit der Zeit um 500 n. Chr. belegt und reicht bis in das 7. Jahrhundert hinein. Kleine Grabgruppen kennt man aus den „Weileräckern“, aus der Jesinger Straße und aus der Max-Eyth-Straße. Ein durch seine Funde bedeutsames Grab kam schließlich im Jahre 1963 beim Einbau einer Heizungsanlage in der Martinskirche zum Vorschein.

Die heute zur Stadt gehörende Teilgemeinde Ötlingen, bereits schon 792 urkundlich erwähnt, verdankt ihren Ursprung ebenfalls den Alamannen, ihren Friedhof legten sie im Südwesten der Siedlung an, er liegt beiderseits der Straße nach Lindorf.

Die frühesten Spuren des Menschen auf der Kirchheimer Markung sind aber noch wesentlich älter, sie reichen in das vierte vorchristliche Jahrtausend zurück und gehören der jüngeren Steinzeit an. Noch ältere Hinweise auf den Menschen kennt man bis jetzt von der Markung noch nicht. Es dürfte aber als sicher angenommen werden, daß der Mensch der Eiszeit auf seinen Jagdzügen das Gebiet durchstreift hat, denn die Höhlen auf der Schwäbischen Alb, die er bewohnte, liegen nicht weit. Auch die Siedlungs- und Rastplätze der Mittelsteinzeitjäger (um 8000 v. Chr.),

bisher von der Markung noch nicht bekannt, können noch gefunden werden und ihr bisheriges Fehlen ist eine Fundlücke und keine Lücke in der Besiedlung, kennt man doch schon von der südlichen Nachbarmarkung Dettingen unter Teck eine umfangreiche Fundstelle dieser Zeit von der Flur „Käppele“.

Die Siedlungen der Jungsteinzeitleute, es waren die Bandkeramiker, so benannt nach ihrer mit Bändern verzierten Tonware, lagen auf dem Galgenberg und auf dem Hegelesberg südlich und südwestlich der Stadt. Auch um Ötlingen kennt man ihre Dörfer auf den Fluren „Speck“, „Asang“, „Steigle“ und aus dem Nordostzipfel des Waldes „Rübholz“. In der Flur „Speck“ siedelten nicht nur die Bandkeramiker, sondern etwas später auch die Rössener Leute, eine andere jungsteinzeitliche Gruppe, benannt nach einem bekannten Fundplatz in Mitteldeutschland. Werkzeuge aus dieser Zeit, geschliffene Steinbeile, hat man außerdem am Würstlesberg, im Donzdorfer Tal an der Straße nach Reudern und an der Straße nach Lindorf gefunden. Ein weiteres kam im Bauschutt in der Dreikönigstraße 13 zum Vorschein. Möglicherweise war es in sekundärer Verwendung zum Schutz gegen Blitzschlag in ein Haus eingemauert. Bei Grabarbeiten am Bahnhof Ötlingen ist ebenfalls ein Steinbeil gefunden worden.

Der Beginn der Bronzezeit (um 1800 v. Chr.) ist mit drei Gräbern vertreten, die man in der Stuttgarter Straße beim Bau von Haus Nr. 100 entdeckt hat. Die Toten waren mit angezogenen Beinen, in sog. „Hokerstellung“, bestattet worden und man hatte ihnen Dolche, ein Spiralarmband und eine Schmucknadel aus Kupfer mitgegeben, die Legierung aus Kupfer und Zinn, die härtere Bronze, war noch nicht bekannt.

Für die nachfolgenden 1000 Jahre ist die Markung bis jetzt fundleer, sicher ist es wiederum nur eine Fund- und keine Siedlungslücke. Dagegen ist die Hallstattzeit (um 700 bis 500 v. Chr.) wieder vertreten durch einen Bronzearmring aus der Kребenstraße, vermutlich stammt er aus einem bei der Kanalisierung nicht beachteten Grab. In Grab 74 des alamannischen Friedhofs im „Rauner“ lag eine hallstattzeitliche Paukenfibel aus Bronze. Der hier bestattete Alamanne hatte sie offenbar irgendwo gefunden, bei sich aufbewahrt und dann ins Grab mitbekommen. Reste einer hallstattzeitlichen Siedlung liegen im nordöstlichen Teil des „Rübholzes“, westlich von Ötlingen.

Aus der folgenden Latènezeit stammt das Grab einer Keltin mit Ringen, einer Fibel und einer Tonschüssel. Es ist schon im Jahre 1912 im Westen der Stadt in der Stuttgarter Straße gefunden worden und gehört in die Zeit um 400 v. Chr. Offenbar ist sie ganz in der Nähe der Siedlung begraben worden, denn in den Jahren 1922, 1925 und 1932 wurden dort auch die keltischen Wohnstätten entdeckt. Eine keltische Ansiedlung lag auch in der Flur „Asang“ westlich von Ötlingen. Das Bruchstück eines kobaltblauen Glasarmreifs mit gelben Wellenlinien der spätkeltischen Zeit (1. vorchristl. Jahrh.) hatte die Alamannin in Grab 39 im „Rauner“ mitbekommen, ein Vorgang, wie er auch im Grab 74 (siehe oben) beobachtet ist.

Als in nachchristlicher Zeit die Römer den Südwesten Deutschlands besetzten und zur Sicherung ihres Gebietes überall Kastelle anlegten, führte die römische Verbindungsstraße zwischen dem Kastell Donnstetten und dem Kastell Königen durch das Lautertal über

Kirchheim und Ötlingen. In Kirchheim zweigte ein Straßenzug ab, der über Weilheim–Neidlingen–Wiesenstein zum Alblimes führte. In der Jesingerstraße, Ecke Teckstraße, hat man im Dezember 1964 das römische Straßenpflaster angetroffen. Auf römische Wohnreste ist man in der Stuttgarter Straße gestoßen, dort, wo bereits die Kelten siedelten (siehe oben). Auch an anderen Stellen des Stadtgebiets liegen Anhaltspunkte für vermutlich römische Reste vor. Römerverdächtig, doch durch Funde noch nicht nachgewiesen, sind die Fluren „Weileräcker“ und „In Maueren“ (jetzt „Haarlet“) im Nordosten der Stadt. Auch die Flur „Steinmäuren“ westnordwestlich Ötlingen läßt auf einen römischen Wohnplatz schließen.

Wenn wir heute die Vor- und Frühgeschichte der Markung von der Jungsteinzeit, also seit rund 5000 v. Chr., mit wenigen Lücken bis zur Gründung des Ortes durch die Alamannen gut überblicken und durch Funde belegen können, so ist dies ein Hauptverdienst des jetzt 86jährigen Heimatforschers Oberstudienrat a. D. O. Lau in Kirchheim, der in jahrzehntelanger Arbeit die archäologischen Urkunden für diese schriftlose Zeit zusammengetragen hat, die heute im Heimatmuseum in Kirchheim, das ebenfalls sein Werk ist, zu sehen sind. In dem ihm zu seinem 80. Geburtstag im Jahre 1962 gewidmeten „Katalog Kirchheim unter Teck“ ist festgestellt, daß er in den „Fundberichten aus Schwaben“ nicht weniger als 70-mal als Ausgräber und Entdecker von vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen genannt ist. Es gebührt ihm für diese verdienstvolle Arbeit der aufrichtige Dank der Landesforschung.

Unterwegs zur Hauswirtschaftlichen Hochschule

Von Carl Mayer

Wenn zu Anfang unsres Jahrhunderts der heimatstolze Kirchheimer einem Fremden die Sehenswürdigkeiten seiner Heimat vorstellen wollte, ging der erste Weg zum Mittelpunkt der Stadt, zur Stadtkirche und zum Rathaus. Vom Marktplatz aus zeigte er ihm das von prächtigen Blütenbäumen und dichtem Buschwerk umkränzte und nur schüchtern hervorlugende Schloß mit seinem einfachen, schlichten Äußern. Bei guter Laune führte er ihn auch über die Schloßbrücke und über den Lichthof hinweg in das Innere, wo ihn

aus nahezu zwanzig ineinandergelassenen Zimmern mittelalterlicher Hauch umwehte. Fürsten und Adligen, keinen Gästen mit leeren Knopflöchern, so erzählt der heimatkundliche Führer, öffneten sich hier die Türen. Nach dem Tod der Herzoginwitwe Henriette fiel das Schloß in einen Dornröschenschlaf, der zuweilen vom Klassenlärm der Schüler unterbrochen wurde. Die Räume des verlassenen Schlosses und sein Garten blieben unter der Verwaltung staatlicher Behörden nur schwer zugänglich. Erst der Drang zur

Wissenschaft öffnete der berufsfreudigen Jugend die Türen zur berufstüchtigen Ausbildung in die zum Studium der Hauswirtschaft ausgestatteten Räume. Im staatlichen Hauswirtschaftlichen Seminar in Kirchheim unter Teck wurden die Wünsche der Jugend erfüllt.

Auf die Fragen, warum gerade Kirchheim u. T. zum Ort der Ausbildung der weiblichen Jugend gewählt wurde, ob die Voraussetzungen zur Vorbereitung auf ihre frauliche und hausmütterliche Tätigkeit gegeben sind, ob der Boden für ihre künftige Lehrtätigkeit als Fachlehrerinnen hiezu geschaffen ist – auf Fragen dieser Art gibt uns die Chronik der Stadt befriedigende Antwort. Wir blicken auf Kirchheims Vergangenheit zurück und lassen uns über sie, die als Stadt der Schulen gerühmt wird, berichten.

Mädchen besuchen die Volksschule

Kirchheim unter Teck besaß eine der ältesten Schulen des Landes. Aus den Tagen, da noch die Teckherzoge über die Stadt geboten, wird uns gemeldet, daß Rektor Konrad, ein Freund des Herzogs Ludwig von Teck, Buben in der lateinischen Sprache unterrichtete. Vor der Einführung der Reformation saßen „teutsche“ Schüler, die keine fremde Sprache lernten, neben ihnen. Von einem Schulbesuch der Mädchen hören wir noch nichts. Doch bald nach der Aufstellung der Großen Schulordnung von Herzog Christoph traf in Kirchheim an Untervogt, Bürgermeister und Gericht der Stadt ein Befehl ein, der dem Michael Schick erlaubt, „die jungen Töchterlein zu lehren“, wenn es dem Magistrat der Stadt und dem Thomas Schick, seinem Vater, nicht „nachteilig“ sei. Drei Jahrzehnte später hatte die *Mädchenschule* ein eigenes *Schulhaus*. Man hatte die „Mägdleinschule“ in der alten Kapelle des Heiligen-Geist-Spitals untergebracht und einer „Schulfrau“ den Unterricht übertragen. Im Jahr 1601 beginnen die ersten Berichte über Schulprüfungen. Darin wird die Erwähnung der Zahl der Knaben und auch die der *Mädchen* nicht vergessen. In den Zunftordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts wird die Mitarbeit der Kinder und der Frauen in der Werkstatt des Meisters nicht ausdrücklich verboten, nicht nur im Haus des Bauern traf man Kinder beim Spinnen und Weben, beim Flicken und Stricken an, auch der Handwerker, der Band- und Bortenwirker und manch andre Zünftige sahen es lieber, wenn ihre Kinder und Frauen sich öfter neben ihnen zur Arbeit anschickten als daß sie zur Schule gingen. Mit dem Schulwesen stand es in den Jahrhunderten des Krieges natürlich nicht zum besten. Doch um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert griff die Umwälzung

im Wirtschaftsleben fördernd ein. Technisches Können und handwerkliche Begabung wurden höher denn je gewertet. Der Schule war diese Umwandlung nicht entgangen.

Die Gemeinden eröffnen Industrieschulen

Für die Entwicklung der Industrie in dem damaligen Agrarstaat waren Wolle und Flachs die Voraussetzung, und daran mangelte es nicht. Die Wollenherde trieb auf der nahen Alb, und der Anbau von Flachs hob den Wohlstand auch des kleinen Landwirts. Mit nicht geringer Befriedigung nahm man 1810 und 1811 von der Verlautbarung der Regierung Kenntnis, daß sie bereit sei, mit all den zu Gebote stehenden Mitteln, jedes die Industrie fördernde Unternehmen einer Gemeinde zu unterstützen. Selbst die kleinste Gemeinde Ochsenwang eröffnete eine Industrieschule. Im Jahr 1829 hat sie Eduard Mörike mit seinem Besuch beehrt und als Owener Vikar dienstlich von ihr berichtet: „Eine Industrieschule ist hier schon längst vorhanden. Sie besteht aus lauter Mädchen, die sich mit Nähen, Flicken und Stricken beschäftigen.“ In Kirchheim zog die Industrieschule in die vom Militär verlassenen Räumen der Kaserne, heute wieder Freihof genannt, ein. Hier erwartete sie die Aufgabe, zu lehren wie die von der heimischen Wirtschaft angebotenen Grundstoffe, Wolle und Flachs, zweckmäßig und zeitgemäß, sachdienlich und gediegen verarbeitet werden können. In drei Abteilungen, in der Strick-, der Näh- und der Flechtschule, nahmen sich die drei bestellten Lehrerinnen der über sechs Jahre alten Kinder an. Im Jahr 1854 zählte man in der Näh- schule 34, in der Strickschule 102, in der Flechtschule 142 Schüler. Was an Strümpfen, an Hemden und Häubchen, an Strohmatten, Strohkörbchen und Strohhüten hergestellt wurde, ging durch Vermittlung von Kaufmann Waiblinger, sofern es am Platz nicht beehrt wurde, in die Schweiz.

Mehr als in Kirchheim widmete man sich in *Wolfschlugen* industriellen Arbeiten. Dort saßen Frauen und Kinder mit dem Stickrahmen am Fenster und bemühten sich mit Hand und Nadel um die Fertigung kunstgerechter Arbeiten zur Aussteuer der Frauen. Selbst Männer verfügten über die Kunst der Weißnäherei, vermehrten den Gewinn mit ordnendem Sinn. Nachrichten über eine Industrieschule fehlen. Man bedurfte ihrer offenbar nicht. Hatte sich manuelle Begabung vererbt, hatte sich durch Übung und Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht ein Kunstsinne entwickelt, um den die im Linnengewerbe erfahrenen Volksgenossen ihre Wolfschluger Landsleute beneideten?

In Beuren war es dem Geistlichen gelungen, die verarmten Einwohner aus ihrer bittersten Not herauszuführen, indem er sie für eine gewinnbringende Arbeit, für die Weißstickerei, gewann. Der Erfolg seiner Arbeit hatte sich überall im Kreis herumgesprochen und in Nachbardörfern den Gemeinderäten die Eröffnung einer, wenn auch bescheidenen, Industrieschule nahegelegt. Der Gedanke, im Linnengewerbe sein Brot zu verdienen, erhielt, unterstützt durch den in Nürtingen 1846 gegründeten Linnenverein, die Lust zum Anbau großer Ackerflächen mit Flachs. Der Flurname Haarlet (Flachs, einst Haar genannt) und der Flachsmarkt in der Flachsstraße zu Kirchheim legen Zeugnis davon ab, nicht weniger die Einsatzbereitschaft weiblicher Kräfte für die *Kunst des Klöppelns*, wie wir ihr in Frickenhausen, in Tischartd und Aich, namentlich aber auch hervorragend in Linsenhofen begegnen. Von diesem Dorf beschreibt der Chronist die Meisterschaft zweier alten Damen, die ihre Enkel und Urenkel mit kunstvollen Spitzen versorgen, und erzählt von der 90jährigen Barbara Zeiser, die mit 36 Klöppeln arbeitet, die ein Meisterwerk mit 54 Klöppeln geschaffen hat und dem Besucher Muster von Spitzen und Einsätzen zeigt, die bis zu acht cm breit sind. Schulung im Klöppeln fanden auch Lernbegierige in der Gemeinde Unterboihingen, wo Frau Minister Weishaar eine Schule gegründet hatte.

Ein Pensionat öffnet seine Pforten

Für die Ausbildung und Fortbildung der Jugend war man in Kirchheim immer aufgeschlossen. Als ein privates Unternehmen hierzu 1853 seine Tore öffnete, durfte es sich der wohlwollenden Förderung der Stadt erfreuen. Der Gemeinderat bekräftigte sie mit einem jährlichen Beitrag von 44 Gulden und versicherte der Anstalt, daß er sich immer hiezu bereit finden werde, auch wenn keine auswärtigen Pensionäre das Institut besuchten. Das Jahr 1854 bringt die Nachricht, daß der städtische Beitrag für die „höhere Töchterschule“, die einen erfreulichen Fortgang nehme und auch von Fremden besucht werde, von 44 auf 88 Gulden erhöht wurde. Wir hören, daß sie von einer Pfarrfrau geleitet und von einem Komitee, an dessen Spitze Oberamtmann Idler stand, betreut wurde. Mit dem Schulgeld der anfänglich acht Schülerinnen und dem Zuschuß aus der Stadtkasse konnte das Privatunternehmen nicht bestehen. Das Komitee war sich dieser Tatsache bewußt. Ein Erziehungsinstitut, das Bestand haben soll, muß auf festen Grund gestellt werden. Unter diesem Leitgedanken fand am Abend des 4. Dezember 1855 eine Vorbesprechung statt.

Eine Aktiengesellschaft sichert das Unternehmen

Es klingt wie ein Scherz: die Töchterschule in Kirchheim ist eine Aktiengesellschaft. Ohne ein Kapital zum Kauf eines Hauses keine Schule. Man will das Müllersche Haus kaufen (heute die Wirtschaft zum Deutschen Haus) und rechnet mit einem Kaufpreis von 5000 Gulden. Durch Kauf von Aktien will man das Geld aufbringen und denkt in erster Linie an die Eltern der Kinder. Man rechnet aber auch damit, daß die Herzogin Henriette und ihre Verwandten nicht zurückstehen. Die erste Generalversammlung beschließt den Hauskauf. Aktien zu je 100 Gulden zu 4½% verzinslich werden ausgestellt. Mehr als fünf Aktien kann man nicht erwerben. Am 30. 1. 1856 wird das Haus um 5000 Gulden gekauft. 55 Aktien wurden gezeichnet. Mit dem Geld, das über die Höhe des Kaufpreises hinausging, kaufte man Mittel zur Ausstattung der Schule.

Einsatz hilfreicher Wegbereiter

Weckung und Förderung der geistigen Kräfte des Mädchens beginnen im Spiel mit der Puppe, nicht weniger wirksam ist die Beschäftigung in der *Puppenküche* und ihrer Fortsetzung in der Küche des Hauses. Die schulentlassenen Mädchen wollen in einem fremden Haushalt nicht klopfen und bürsten, nicht wischen und waschen, sie wollen am Herde stehen und Feuer zünden.

In dieser durch häufige Beobachtung erworbenen Erkenntnis hat ein Teilnehmer an der amtlich angeordneten Lehrerversammlung des Jahres 1912 gewagt, die Heiligkeit des Lehrplans der Volksschule zu verletzen, sich von seinem Ballast zu befreien und statt der allgemeinen Fortbildungsschule mit ihren 80 Stunden im Jahr eine Kochschule zu fordern. Sein Antrag fand keine Zustimmung, man ging zur Tagesordnung über. Der Antragsteller ging zur Wirtschaft und hatte Glück. Es dauerte nicht lange, bis im Teckboten zu lesen war: Fabrikant Otto Ficker hat im Gemeinderat die Eröffnung einer *Kochschule* beantragt und sich zur Übernahme der Kosten für ihre Ausstattung bereit erklärt. Kirchheim bekam eine Kochschule mit einer vom Staat bestellten Fachlehrerin. Im ganzen Land beneidete man Kirchheim um seine zeitgemäße Schule. Die Städte wünschten sie auch in ihren Mauern. Der Mangel an Fachlehrerinnen gebot Geduld.

Der Zufall wollte es, daß der oben erwähnte Antragsteller für eine Kochschule bei einer dienstlichen Besprechung in Stuttgart von der Absicht der Schulbehörde hörte, ein Seminar zur Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen ins Leben zu rufen. Kirchheim

muß das Seminar bekommen! Beglückt von diesem Gedanken kehrte er heimwärts, grübelte und sann nach, wie greife ich's an, daß auch dieser mein Wunsch erfüllt werden wird. In der nächsten Gemeinderatssitzung offenbarte er sein Geheimnis. Kein Widerspruch. Ohne ihm ein Wort seiner Zustimmung zu sagen, machte sich der Stadtvorstand andern Tags mit dem gleichen Wunsch auf den Weg zur Schulbehörde. Die Aussprache ließ hoffen. Doch gut Ding will lange Weile haben.

Man suchte und fand einsatzfreudige Wegbereiter. Ohne vorausgehende hartnäckige Verhandlungen konnte die vor 60 Jahren neu erbaute, private Handelsschule mit ihrem großen Garten erworben werden. Im Landtag setzte sich der überaus tüchtige und arbeitsfreudige Tübinger Abgeordnete Scheef als Vorsitzender des Finanzausschusses im Landtag für das neue Unternehmen, wie immer, wenn es sich um die

Lösung der wichtigsten politischen Fragen handelte, erfolgreich ein. Ihm zur Seite standen der Kultminister Johannes Hieber, der von den Demokraten für Kirchheim und Nürtingen gewählte Abgeordnete Flad und nicht zu vergessen, die fein gebildete demokratische Abgeordnete Mathilde Planck, damals wohnhaft in Beuren. Mit aufrichtigem Dank gedenken wir ihrer Zustimmung und freudigen Mitarbeit bei dem guten Werk.

Wir haben jetzt in Kirchheim eine hochgeschätzte Ausbildung der Jugend für die praktischen Gebiete der Hauswirtschaft, der Handarbeit und der Leibesübungen. Darf sie als abgeschlossen gelten? In einem Lande, das sich seit 150 Jahren einer Landwirtschaftlichen Hochschule erfreut, das in jedem Gau, in Esslingen, Reutlingen, Ludwigsburg, Gmünd und Weingarten, eine Pädagogische Hochschule besitzt, muß sich eine Hauswirtschaftliche *Hochschule* anschließen!

Die Teck

Mich mit den Frohen zu freuen, zu schauen den herbstlichen Jubel,
War ich herauf von den Hütten der gastlichen Freundschaft gegangen.
Aber siehe! Allmächtig reißen mich hin in ernste Bewundrung
Gegenüber die waldigte Riesengebirge. - Laß mich vergessen,
Laß mich deine Lust, du falbige Rebe, vergessen,
Daß ich mit voller Seele sie schaue, die Riesengebirge!
Ha, wie jenes so königlich über die Brüder emporragt!
Teck ist sein Name. Da klangen einst Harnische, Schwerter ertönten
Zwischen den moosigten Mauren der Fürsten und blinkende Helme.
Eisern waren und groß und bieder seine Bewohner ...
Wahrlich! ein Gott, ein Gott hat dieses Gebirge geschaffen,
Dieses Riesengebirge so einfach schön, so erhaben ...

Verse aus Hölderlins Gedicht „Die Teck“

Das älteste Matrikelbuch der Pfarrei Köisingen

Von P. Paulus Weißenberger OSB

Die Pfarrei Köisingen geht, wie schon der dortige einstige fuldensische Besitz, wie ihr Kirchenpatron, der hl. Einsiedler Sola von Solnhofen bei Eichstätt, wie ihre ursprüngliche Kirche im Untergeschoß des mächtigen Kirchturms, der im Unterbau sicher noch in die spätromanische Zeit zurückreicht und wie ihre Lage nahe einer alten großen Römerstraße dartun, wohl sicher noch ins 11./12. Jahrhundert, wenn nicht noch weiter, zurück. Sie gehört zugleich auch zu jenen seltenen Pfarreien der einstigen Diözese Augsburg und des heutigen Bistums Rottenburg, in der die Kirchen- oder Matrikelbücher weit über den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) zurückreichen.

Die Einführung des Pfarrbücherzwangs

Die Anlage von Kirchen-, Pfarr- oder Matrikelbüchern (*Matrikel* = Bücher einer ursprünglichen *Mutterpfarre*) wurde erstmals auf katholischer Seite durch das Konzil von Trient (1545–1563) auf seiner 24. Sitzung allen Pfarrern der katholischen Kirche zur Pflicht gemacht.

In der Diözese Augsburg wurde indes schon auf der überaus bedeutsamen Diözesansynode von Dillingen im Jahre 1548 durch den Kardinal-Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, die Führung von Tauf-, Sterbe- und Trauungsmatrikeln nebst Anlegung von Verzeichnissen der Osterkommunikanten angeordnet. Die Überprüfung der Durchführung dieser Anordnung ist kaum möglich, da im Dreißigjährigen Krieg viele Akten und Bücher der Pfarreien verloren gingen.

Beschreibung des ältesten Matrikelbuchs von Köisingen

Der erste Band der Köisinger Kirchenbücher ist ein Papierband mit 416 Seiten Text in Quartformat (Höhe: 21 cm, Breite 15 cm, Dicke 5 cm). Als *Wasserzeichen* kommt im verwendeten Papier durchgehend ein stilisierter, prächtiger doppelköpfiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen von 7 cm Höhe und 5 cm Breite vor. Der Band trägt als äußeres Kleid einen heute ganz braunen (ursprünglich wohl gelblichen) Einband von Schweinsleder mit zahlreichen, zum Teil kaum mehr erkennbaren Bilder-, Schrift- und *Zierstempeln*, die in ganz gleicher Weise auch auf vielen Bänden der alten Klosterbücherei zu Neresheim sowie in vielen anderen süddeutschen Büchern der gleichen Zeit vorkommen.

Die *Bilderstempel* (je in einer Höhe von 4,5 cm und einer Breite von 2 cm) weisen eine Reihe von Gestalten des Alten und Neuen Testaments auf, so David mit Königskrone und Harfe, Christus als Weltenherrscher, Paulus mit Schwert und Buch u. a., alle darge-

stellt in der Tracht der Renaissancezeit. Die lesbaren *Schriftstempel* mit lateinischen Texten der Hl. Schrift lauten „Data est mihi“, „Apparuit benig(nitas)“, „Ecce agnus dei“, „De fructu vent(ris)“. Das Mittelstück von Vorder- und Rückendeckel bildet zwischen blinden Zierleisten ein Feld oder Teppich von kunstvoll zusammengesetzten Zierstempeln, wozu auf dem Vorderdeckel noch die beiden Inschriften „*Kesing*“ (oben) und „1569“ (unten) kommen. Damit soll ausgedrückt werden, daß das älteste Kirchen- und Matrikelbuch der Pfarrei Köisingen im Jahr 1569 gebunden wurde und daß das Papier dazu mit seinem schönen Wasserzeichen aus dem Jahrzehnt vorher, d. h. aus der Zeit um 1560–1570 stammt.

Unrichtige Daten

In die Innenseite des Vorderdeckels unseres ältesten Pfarrbuches von Köisingen ist ein kleiner Zeitungsausschnitt von nur 17 Zeilen eingeklebt (datiert „Neresheim, 14. April“, ohne Jahresangabe) mit der Überschrift „Einige der ältesten württembergischen Kirchenbücher sind im früheren Kreis Neresheim“. Da in dem kleinen Artikel auf den „Stuttgarter NS-Kurier“ verwiesen wird, stammt er wohl aus der Zeit zwischen 1939–1945. In ihm wird behauptet, daß die Kirchenbücher von Bopfinger im Jahr 1546 beginnen, während das älteste Kirchenbuch von Köisingen „1561 angelegt“, d. h. angefangen worden sei. Diese Behauptung ist unrichtig, wie sich alsbald ergeben wird.

Auf der Vorderseite des sog. Schmutzblattes, d. h. des Blattes zwischen Einbandinnenseite und erstem Textblatt, ist oben von jüngster Hand mit Bleistift eingetragen „1561–1651“, was die Zeitspanne angeben will, über die sich die Angaben in unserem Pfarrbuch erstrecken. Auch diese Angabe ist unrichtig.

Schließlich hat wohl die gleiche Hand aus neuester Zeit auf Blatt 1 des Textes, wie er uns gegenwärtig in unserem Band vorliegt, mit Bleistift links oben das Datum „27. 1. 1561“ und rechts oben nochmals die Zahl „1561“ eingetragen, womit der Anfang unseres Pfarrbuches angedeutet werden soll. Auch diese beiden Einträge sind irrig. Leider habe ich selbst dieses irrtümliche Jahr 1561 noch in einem Aufsatz der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ (1962 S. 227) übernommen.

Wirkliche Entstehungszeit des ältesten Köisinger Matrikelbuchs

Das älteste Kirchenbuch der Pfarrei Köisingen ist von neuerer Hand teils mit Bleistift, teils mit Tinte pagi-

niert. Hiernach bilden S. 1–86 die Traumatrikel. Hierauf folgen vier leere Blätter und dann S. 87–332 die Taufmatrikel. Hieran schließen sich 24 Blätter, die fast alle ganz unbeschrieben sind, und endlich S. 333–418 die Sterbematrikel.

a. Die Taufmatrikel

Die Taufeinträge beginnen (S. 87) mit dem 8. Januar 1564 also: „Ab anno salvatoris 1564 baptizati sunt sequentes per Mattheum Pregel rectorem in Kesing Camerarium et Decanum“, zu deutsch: „Vom Jahr des Erlösers 1564 an wurden in Kösing durch Matthäus Pregel, Kammerer und Dekan, folgende Leute getauft“. Die Taufeinträge reichen bis zum 30. März 1651, d. h. über den Dreißigjährigen Krieg hinaus. Die älteste Taufmatrikel von Kösing reicht demnach vom 8. Januar 1564 bis 30. März 1651.

b. Die Sterbematrikel

Die Sterbematrikel unseres ersten Kösinger Kirchenbuchs beginnen (S. 333) wiederum mit dem 8. Januar 1564; sie endigen aber bereits mit dem 24. Februar 1633. Der Sterbematrikel ist folgende Einleitung vorangestellt: „Anno salutis 1564 ex jussu Rev. et Illustr. Principis ac Cardinalis episcopi Augustani. Hi, qui e vivis discesserunt, signati sunt in hoc cathalogo per Matheum Pregel Decanum. Quorum anime deo vivant“, zu deutsch: „Im Jahr des Heils 1564 und auf Geheiß Seiner Hochwürden und Gnaden, des Fürsten und Kardinalbischofs von Augsburg. Die, welche aus dem Leben schieden, wurden in diesem Verzeichnis aufgezeichnet durch Matthäus Pregel, Dekan. Ihre Seelen mögen in Gott leben.“

Aus diesem Eintrag geht wohl klar und deutlich hervor, daß die Abfassung der Sterbeeinträge auf Geheiß und Veranlassung des Kardinals und Fürstbischofs Otto von Augsburg *erstmalig* zum Jahr 1564, wohl auf Drängen des Konzils von Trient, erneut eingeschärft und definitiv angeordnet wurde. Rückschließend darf man diese Anordnung wohl auch für die Abfassung der Tauf- und Traueinträge annehmen, da auch die Tauf- einträge erst 1564 beginnen.

c. Die Trauungsmatrikel

Wie steht es nun mit den Trauungseinträgen? Gehen wenigstens sie bis zum Jahr 1561 zurück?

Die ersten Blätter des uns vorliegenden ältesten Kirchenbuchs von Kösing tragen in seiner heutigen Gestalt oben rechts bzw. links die moderne Paginierung in Bleistift bzw. in Tinte, unten in der Mitte jedoch eines jeden der ersten elf Blätter eine weit ältere Beschriftung, die wohl noch ins 16. Jahrhundert zurückgehen kann. Nach dieser ältesten Beschriftung folgen sich jetzt die Seiten 8/9, 4/5, 6/7, 12–30; dann hört diese alte Seitenzählung auf.

Aus dieser alten Zählung ergibt sich, daß S. 1–3 und S. 10–11 heute fehlen. Weiters läßt sich feststellen: S. 4 der alten Seitenzählung war ursprünglich leer und trägt heute nur Federproben („das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“), dazu den Namen „Johannes Wille von Kösing“ (der Name *Wille* kommt nach dem Dreißigjährigen Krieg in Kösing vor, die Federprobe muß also der Zeit nach 1648 angehören).

S. 5 war früher ebenfalls leer. Sie erhielt zu Beginn des 17. Jahrhunderts (wahrscheinlich im Jahre 1611) eine interessante Notiz über das Leben des Kösinger Pfarrherrn Pregel, worauf wir bei anderer Gelegenheit eingehen.

S. 6 steht oben über dem Text zu lesen „Anno domini 1565“, worauf mit dem 2. (?) Januar dieses Jahres die ersten Einträge der Traumatrikel beginnen. Es folgen sich auf S. 6 drei Traueinträge für das Jahr 1565, auf S. 7 oben ein einziger Trauungseintrag für 1566 (mit Datum) und auf der gleichen Seite unten ein solcher Eintrag für das Jahr 1567, aber merkwürdigerweise ohne näheres Datum.

Seite 8 der alten Paginierung (jetzt S. 1 der neuen Seitenzählung) ist oben klar und deutlich von ursprünglicher Hand zu lesen „Anno 1567“ und nicht 1561, wie die beiden Bleistiftnotizen aus neuester Zeit schreiben.

S. 8/9 der alten Paginierung, d. h. S. 1/2 der neuen Seitenzählung, bringen sechs Einträge für das Jahr 1567.

S. 10/11 fehlen. Auf ihnen wären die Einträge der Jahre 1568/69 zu finden gewesen; denn S. 12 der alten Paginierung beginnt oben mit „Anno domini 1570“, worauf die Jahreszählung ohne Unterbrechung weitergeht.

Aus dieser genauen Überprüfung der einzelnen Seiten wie der alten und neuen Paginierung ergibt sich klar, daß die Trauungsmatrikel von Kösing erst 1565 beginnt, während die Tauf- und Sterbeaufzeichnungen bereits 1564 anfangen. Die Trauungsmatrikel reicht bis zum 10. Januar 1651.

Ergebnis

Das älteste Kirchenbuch der Pfarrei Kösing beginnt somit im Jahre 1564, d. h. *unmittelbar nach Abschluß des Konzils* von Trient, was auf die theologische Aufgeschlossenheit des damaligen Pfarrherrn Matthäus Pregel von Kösing ein äußerst günstiges Licht wirft. Es reicht bis zum Jahr 1651, beinhaltet also *fast ein volles Jahrhundert* der Pfarrgeschichte von Kösing und darin auch die schwere Zeit des auch für das Härtsfeld so grausamen Dreißigjährigen Krieges, über den hinweg die damaligen Pfarrer von Kösing ihr ältestes Matrikelbuch als einen überaus kostbaren Wert ihres dortigen Pfarramtes zu retten sich bemühten und auch vermochten. Ehre ihrem Andenken!

Karl Götz 65 Jahre

Unser Ehrenmitglied Karl Götz ist zu unserem Erstaunen 65 Jahre alt geworden! Er hat es so knitz angestellt, daß wir es gar nicht gemerkt hätten, wenn es die Tageszeitungen nicht gebracht hätten; woraus man auch wieder sieht, daß die Presse ihre hohen Verdienste hat.

Wir haben ihm natürlich rasch gratuliert und ihm gedankt für alles, was er uns durch seine Arbeit und sein Sosein, wie er eben ist, geschenkt hat.

Darauf ist der folgende Brief und Dank eingegangen, den wir auch allen denen weitergeben, die an unseren lieben schwäbischen Mitbürger mit guten Wünschen gedacht haben, ohne sich zum persönlichen Schreiben aufzuschwingen. Es sind viele! Der Brief läßt den Mann wieder in seiner ganzen wohlvertrauten Eigenart lebendig werden. Möge er noch lange unter uns in dieser treuen, feinen, gesunden Gesinnung weiterwirken. Wir können so beruhigenden Zuspruch in unserer hektischen Zeit wohl brauchen.

W. K.

Karl Götz schreibt:

„Liebe Freunde in Nah und Fern!

Zu meinem 65. Geburtstag – so alt ist man geworden! – habe ich so viele gute Wünsche, Briefe, Telegramme, Blumen, Bücher, Zeitungs- und Rundfunkberichte über mich und meine bescheidene Arbeit bekommen, auch Eß- und Trinkbares, und unter Letzterem manch erlesenen schwäbischen Tropfen, daß ich nur verlegen und beschämt lesen, gucken, riechen und probieren konnte. Und – mehr als probieren kann ich nun noch eine ganze Weile. Dabei werde ich dann immer wieder denken: Wie viel gute Menschen gibt es doch auf der Welt! Und wie viel Treue und Freundschaft, auch in dieser wankelmütigen und vergesslichen Zeit!

Solche Freundschaft ist mehr wert als der größte Stumpen Gold (mit dem es, wie man gelesen hat, übrigens auch nicht mehr so weit her ist). Solche Freundschaft tröstet einen über vieles hinweg, was einem nicht gefallen will auf dieser alten und so wunderschönen Welt und den im großen und ganzen doch so rechten und redlichen Menschen. So viel Freundschaft läßt einen manchen Ärger vergessen, den man so hat (er soll vor Arterienverkalkung bewahren, also sei auch er gesegnet!), z. B. darüber, wie manche mit Gott und der Welt umgehen, mit Europa und unserem Vaterland, mit der Heimat und unserer Muttersprache, mit der Kirche und mit dem Glauben, mit der Kunst und mit der Literatur, mit der Demokratie und mit dem Sozialismus, mit dem guten Alten und mit dem gescheiterten Neuen, mit Zucht und Ordnung, mit Anstand und Sitte, mit Leib und Seele, vor allem aber mit der Wahrheit.

Wenn man sich den Umtrieb auf dieser Welt nun schon seit etlichen Jahrzehnten angesehen hat, wenn man das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die Hitlerzeit, zwei Weltkriege, zwei Geldentwertungen, alle die sonstigen Um- und Abwertungen, den totalen Zusammenbruch auf allen Gebieten, das dreigeteilte Deutschland, den fleißigen Wiederaufbau und den neuen Kampf um einen demokratischen Staat erlebt hat, wenn man so viel auf der Welt und unter den Völkern dieser Welt herumgekommen ist wie ich, müßte man eigentlich gelassen sein und sagen: Laß die Welt sich drehen wie sie mag und laß die Menschen ihre seltsamen Sprünge machen. Du machst alles zusammen doch nicht anders. Aber wenn man zwei rechtschaffene Söhne hat und (bis jetzt) zwei prächtige Enkelkinder, einen Hansjörg und eine Barbara, und wenn man in Gottes Namen eben nicht zum in den Tag hineinleben veranlagt ist, kann einem das Schicksal seines Volkes nicht gleichgültig sein. Außerdem: ein gescheiter Menschenkenner hat einmal gesagt, der Wert eines Menschen sei an seiner Aufwühlbarkeit zu ermesen. Danach wäre ich auch als alter Kerl noch manches wert. Und so möchte ich gern auch noch eine Weile leben und schaffen, mich freuen und mich ärgern dürfen. Es ist mir manchmal zumute wie meinem verstorbenen Freund Hans Reyhing:

„Ach, fielen doch von uns die Jahresringe ab
und hätten wir von hier noch tausend Jahr ins Grab!“

Wie ihm gefällt es mir auf der Welt über alle Maßen gut, und auch die Menschen gefallen mir, wieder im großen und ganzen, auch meine Vorgesetzten, Kollegen und Kritiker. Es gefällt mir vor allem auch die Jugend, unter der ich neben dem Bücherschreiben her nun seit über 40 Jahren meines Amtes walte. Daß noch so viel Sehnsucht nach oben, nach dem Edlen und Guten und Großen in ihr lebt, ist fast ein Wunder nach all dem, was ihr, wie dem ganzen Volk von den Alten, d. h. von gewissenlosen Geschäftemachern hemmungslos etwa in Büchern und Zeitschriften, im Kino und im Fernsehen fast unwidersprochen vorgesetzt werden darf.

Es ist sehr bergauf und sehr bergab gegangen in diesen 65 Jahren. Aber alles in allem genommen wars recht und ich habe viel zu danken, Gott und vielen Menschen. Ich war oft undankbar und im Briefeschreiben habe ich viele Unterlassungssünden zu beichten. Aber es war nie Saumseligkeit oder Gleichgültigkeit, schuld war einfach, daß ich mir immer viel mehr Arbeit aufgeladen habe oder habe aufladen lassen als recht und vernünftig war. Deshalb muß ich viele Freunde diesseits und jenseits der Grenzen und Meere vielmals um Nachsicht bitten.

Für heute sage ich für alle Treue und Güte Dankeschön und Vergeltsgott und bin

euer oder Ihr

Karl Götz“

Schwäbische Dichtung im 19. Jahrhundert

Um „eine Präsentation der dichterischen Leistung Mörikes in ihrem vollen Umfang, also um eine Darstellung seines ganzen dichterischen Werkes“ geht es *Gerhard Storz* in dem Buch *Eduard Mörike* (Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart; 408 S., Ln. 30 DM). Die Schwierigkeiten, vor die ein solches Unternehmen sich gestellt sieht, sind bereits in der Einführung genannt. Der widersprüchlich-komplexe Charakter der Probleme, die aus der Betrachtung dieses schmalen, dennoch in den Regionen seines Erlebens sich erstaunlich breit entfaltenden Werkes erwachsen, zwingt vorab zu einer umsichtigen und gewissenhaften Beschäftigung mit eindeutig aufweisbaren Fakten. Die eigentümliche Bedingtheit von Mörikes Dichtertum und sein trotzdem klares Wissen um die eigene Bestimmung ist aus dem Werk so genau wie möglich abzulesen. Das alles leistet hier eine präzise Interpretation, die sich detaillierend auch auf die angewandten Versmaße und deren freie Bindung an überkommene Formen einläßt.

Doch erschließt sich erst auf einer anderen Ebene des Betrachtens jenes unverwechselbar Eigene und Besondere, das in Mörikes Dichtung Wahrheit und Tiefe zugleich bedeutet. Ebenso viel an Aufmerksamkeit verlangt deshalb – und findet auch bei Storz – die innere Durchleuchtung der schöpferischen Antriebe, aus denen der Dichter im neugierig prüfenden Umgang mit den eigenen Empfindungen und noch ungeklärten Erfahrungen sein Werk geschaffen hat. Storz macht es sich sogar zum eigentlichen Anliegen, die geheimnisvolle Einverwandlung der beglückenden wie der untergründigen Heimsuchungen dieses Lebens in das dichterische Wort zu erhellen. Darin liegt der Grund, warum er – um Robert Minder zu zitieren – „ein wunderbares Gleichgewicht zwischen sehr genauer, die feinsten Einzelheiten betreffender Textanalyse und einer warmen, aus dem vollen schöpferischen Intuition gefunden“ hat.

Einem solchen Verfahren entspricht es, daß Werkgestalt und Werkgeschichte in den Vordergrund rücken. Mörikes Natur, die allem Auffälligen, allem Gewaltsamen und Grellen abhold geblieben ist, entzieht sich ja immer wieder dem Blick, der sich auf Beziehungen zur Umwelt und Zeit, auf einprägsame Begebenheiten (außer denen der Liebe und Freundschaft) richtet. Erst das gestaltete Wort strahlt das Eigentliche, das innere Geschehen wie ein Spiegel verdeutlichend und vertiefend zurück. Denn wie sehr der Dichter die Beziehung zur Erlebniswirklichkeit in seinem Werk auch verwandelt, so ist er doch niemals versucht, jene Beziehung vorsätzlich aufzuheben und eine andere Wirklichkeit an ihre Stelle zu setzen. Storz gliedert daher – im Unterschied zu Harry Maync und dessen biographisch fundierter Untersuchung – sein Buch unter dem morphologischen Gesichtspunkt der dichterischen Gattungen, und zwar in der Reihenfolge, in der sie, das Schaffen bestimmend, hervortreten.

Für die frühe Lyrik werden drei Quellen aufgewiesen: die „Träume voll schöner Trübe“, das zurücktastende Verlangen nach einem Grund sozusagen auf dem Boden der Zeit sowie das Mythen stiftende Spiel. Die klare Bewußtheit einer zweiten Schaffensphase – mit ihren Sonetten – äußert sich in einer Beruhigung, die die herausfordernde Gebärde einer Kommunikation zwischen Ich und Naturwelt überwindet und Abstand zu frühen Erlebnissen schafft. Doch bringt erst der „Maler Nolten“ – darin Goethes „Werther“ verwandt – durch ein objek-

tivierendes Gestalten der eigenen Vergangenheit die in der Jugend erfahrene Verstörung zur Ruhe. Traumerlebnis und Traumangst hören damit auf, zu entzücken und zu verwirren. Die Welt ist in den Märgen, den Balladen, den Idyllen und in den späteren Gedichten entspannter und heiterer geworden. Immer aber bleibt in Gehalt und Gestalt dieser Dichtung jene charakteristische Tonlage vernehmbar, die durch Klassik und Romantik ihre andauernde Wirkungskraft erlangt hat und noch im Biedermeier nachklingt. Die späte Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ ist insofern von gleicher Art, als sie jugendliche Genialität und frühen Tod zum Thema der Darstellung eines Künstler- und Menschentums macht, in dem eigene Züge – die eigene Schwermut, die eigene Heiterkeit, die eigene Erfahrung der Grenze – mit dem Hochbild eines früh, aber rein Vollendeten zusammengehen.

Solches Wissen um die Grenze ist freilich nicht ein nur später, sondern ein durchgängiger Zug der Weltwahrnehmung Mörikes. Das Erkennen und Bejahen der Beschranktheit ist darum nicht als Rückzug in eine Biedermeierei, auch keineswegs nur als Reaktion auf die vielerlei Anfechtungen zu verstehen, denen seine geistig-seelische Sensibilität ausgesetzt war. Es ist vielmehr der sich immer mehr verdichtende Niederschlag eines lebenslangen Innewerdens dessen, was wir „besitzen und sind“, ist das „Schmerzenglück“ eines Welterlebens inmitten einer fahl und undurchsichtig werdenden Zeit nach dem Erlöschen des Glanzes einer großen Epoche deutscher Dichtung und Philosophie. An Problemen dieser Art ergründet Storz die elementaren Existenz Erfahrungen, die in dieser ebenso sublimen wie originalen Dichtung die Welt auf eine neue Weise sehen lehren und damit bereits auf Künftiges im Weltverstehen eines modernen Kunstschaffens vorausdeuten. Selten ist Mörikes Werk so bis in die Tiefe durchleuchtet, sind seine schöpferischen Funde und Leistungen so klar erkannt und eindeutig umschrieben worden.

Neben dieser großangelegten Arbeit legt Gerhard Storz eine bedeutsame Untersuchung über die *Schwäbische Romantik* vor (Kohlhammer-Verlag, Stuttgart; 164 S., Ln. 19,80 DM). Obwohl beide Veröffentlichungen bereits vom Thema her sich eng berühren und durch viele Fäden miteinander verknüpft sind, verlangt die Darstellung der Dichter und Dichterkreise im alten Württemberg ein anderes, breiter in Zeit und Umwelt ausgreifendes Verfahren. Darin liegt es, daß diese Schrift von der strengen Systematik einer morphologischen oder stilgeschichtlichen Gliederung absieht. Außerdem muß ein zusammenfassender Überblick über die in diesem Landtrich zwischen 1810 und 1830 in so erstaunlicher Zahl hervortretenden Lyriker und Erzähler sich von jeder überdeckenden oder abstrahierenden Formel freihalten. Schließlich zeigt die damals plötzlich einsetzende Produktivität weniger ein literarisch eingeprägtes als landesgeschichtlich interessantes Gesicht. Historisch-politische Bedingtheiten zeichnen sich auf ihm noch deutlicher ab als selbst überzeitliche Stammeseigentümlichkeiten, die auf Sprache und Wesensart beruhen.

Storz erhellt sehr umsichtig Ursprung und Bedingtheit dieser „Schwäbischen Dichterschule“, von der bereits Friedrich Notter in einer 1842 verfaßten Schrift spricht. Einen maßgeblichen Einfluß auf sie übt von Anfang an das in der landesständischen Verfassung verankerte Bildungswesen aus, zu dem neben Gymnasium und Universität als besondere Einrichtungen die theologischen Seminare und das Stift gehören. Vor diesem Hintergrund wird nachgewiesen, daß eben der entsprechend verschiedenartige persönliche und literarische Bildungsgang zweier Jugendgenerationen sich in den beiden Phasen einer schwäbischen Romantik niedergeschlagen hat. Eine ältere Gruppe, die sich nicht aus Theologen, sondern

einem Kreis von Stipendiaten im Neuen Bau zusammenschließt, fixiert ihr Interesse auf die zeitgenössische, jüngere Romantik. Ihr „Sonntagsblatt für gebildete Stände“, diese das Eigene allzueifrig hervorhebende Gegenpublikation zu Cottas „Morgenblatt“, kann als Anfang der „Schwäbischen Schule“ gelten. Der jüngere, individueller geprägte Freundeskreis von Stifflern dagegen, der einen nachhaltigen Auftrieb durch Homer, Shakespeare und Goethe, also durch Erscheinungen der Weltliteratur erhält, tritt mit dem „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“ hervor. Dieser Kreis setzt sich nicht durch ein betontes Gruppenbewußtsein von anderen Bestrebungen ab.

Storz zeigt indessen an den Einzelporträts von Uhlend, Kerner, Schwab und Karl Mayer, daß die ältere Generationsgruppe auf dem einmal eingeschlagenen romantischen Weg lebenslang im eigenen Land weitergeschritten ist. Das hat zur Folge, daß ihre Begeisterung für Geschichte, Volk und Volkstradition sich in Themen und Tönen einer Romantik ausspricht, die sich längst zum variierenden Weiterführen konventionell gewordener Gestalten und Motive verdünnt hat. Umso nachdrücklicher unterscheiden die jüngeren Stiftsfreunde zwischen literarischem Anspruch und der allzu leichten und leeren Geläufigkeit von Sprach- und Versformen, die weder zu erschüttern noch zu entzünden vermögen. Vor allem Mörike und Waiblinger, doch auch Pfizer, widerstehen dem – mehr württembergisch als schwäbisch getönten – Heimat- und Treuegefühl, dessen elegisches Nach- und Anempfinden gerade die Verspätung sichtbar macht, die zu einem Kennzeichen dieser Literatur nach einem in Deutschland bereits überschrittenen Höhepunkt dichterischen Schaffens wird.

Dargestalt entwirft Storz ein eindrucksvolles Bild von dem Mit- und Gegeneinander der Tendenzen einer schwäbischen Dichterschule, deren älterer Kreis nicht nur ein geschichtliches Erbe mit wechselnder Intensität aufnimmt und es nachahmend fortführt, sondern auch an die landschaftlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten Württembergs gebunden bleibt. Aus dieser zusammenschauenden, auf viele Belege gestützten Deutung entsteht eine verlässliche Dokumentation sowohl der Literatur als der Geschichte des Landes im frühen 19. Jahrhundert. Sie wird uns und einer künftigen Beschäftigung mit diesem Thema nicht nur willkommen, sondern unentbehrlich sein.

Emil Wezel

Karl Götz, *Brüder über Land und Meer*. 404 Seiten. Hohenstaufen-Verlag Bodman. Leinen DM 21.50. – Unser Ehrenmitglied Karl Götz hat zu seinem 65. Geburtstag seiner großen Lesergemeinde und seinen zahlreichen Freunden ein kostbares Geschenk gemacht. „Schicksale und Geschichten der Ausgewanderten“ hat er in einem stattlichen Band zusammengestellt. In dem Buch ist die Rede von langen und weiten Reisen in viele Länder um die halbe Welt herum, vor allem durch ganz Amerika: „mit Flugzeugen, auf großen und kleinen Schiffen, in schnellen Eisenbahnzügen, in Omnibussen, auf Ochsenkarren, mit Mauleseln und Pferden und oft genug zu Fuß, bis dorthin, wo die letzten Häuser stehen.“ Es geht dem Erzähler nicht um die großen Sehenswürdigkeiten der weiten Welt, nicht um fremde Völkerschaften oder gefährliche Abenteuer, er berichtet vielmehr von Leuten, meist ganz schlichten Leuten, „von Menschen, die die Heimat verlassen haben, um anderswo eine Heimat zu suchen, um irgendwo neu einzuwurzeln oder auch nicht, von Auswanderern also und von dem, was sie erlebt und durchgemacht und geleistet haben.“ Und diese Erlebnisse sind vielfach abenteuerlicher als die herkömm-

lichen Abenteuer, sind erregender, bewegender und beglückender, eben weil sie nicht erfunden sind, sondern allesamt der Wahrheit entsprechen, bis hin zu den Namen der Leute und zu den Ortschaften.

Karl Götz ist ein „Botengänger zwischen Heimat und Fremde“; er spinnt Fäden hinüber und herüber und in nicht wenigen Fällen hat er Landsleute zusammengeführt, die nichts voneinander wußten, wie etwa zwei Göttinger Schulfreundinnen in Chile. Deutsche aus allen Gauen hat er aufgesucht; daß er im besonderen den Schicksalen seiner schwäbischen Landsleute nachgespürt hat, liegt nahe. Gibt es doch kaum einen deutschen Volksstamm, der so viele Auswanderer gestellt hat wie die Schwaben; aus jedem Dorf unserer schwäbischen Heimat sind in den letzten zwei Jahrhunderten Söhne und Töchter in alle Teile der Welt hinausgezogen. So hören wir z. B., daß aus Dettingen an der Erms insgesamt 1400 Personen ausgewandert sind, über deren Ergehen man Gewißheit hat, nicht gerechnet die Verschollenen, deren Zahl sicherlich auch in die Hunderte geht. Wir erfahren zahllose Einzelheiten, z. B. daß Jakob Bausch, der „amerikanische Zeiß“ mit seinen Riesenfabriken in Rochester, aus Süßen im Filstal stammt; Othmar Mergenthaler, der Erfinder der Setzmaschine, aus Hachtel bei Mergentheim; der Herdenkönig von Kalifornien aus Brackenheim. Karl Götz hat uns ein deutsches Weltwanderbuch beschert, das einmalig in seiner Art ist. Neben der Fülle der geschilderten Begegnungen und Geschehnisse liegt sein besonderer Reiz in der Schlichtheit und Lebendigkeit der Erzählung.

O. Rühle

Robert Gradmann, *Lebenserinnerungen*. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages herausgegeben von Karl Heinz Schröder. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, 1965.

In der richtigen Erkenntnis, daß man über den Alltag, das Leben des „gemeinen Mannes“ und die jeweils geschichtlich gegebenen Bedingungen seines Daseins doch sehr wenig Bescheid weiß, auch wenn es sich bloß um ein paar Jahrzehnte der jüngsten Vergangenheit handelt, hat sich der Württ. Geschichts- und Altertumsverein entschlossen, Lebenserinnerungen im Familienbesitz zu sammeln und zu veröffentlichen. Als erster Band der Schriftenreihe „Lebendige Vergangenheit, Zeugnisse und Erinnerungen“ sind die in den Jahren 1944 und 1945 auf Wunsch seiner Familie geschriebenen Aufzeichnungen des Geographen Robert Gradmann erschienen.

Mit dem Blick auf die Vorfahren – überwiegend Reichstädter, die Gradmann aus dem oberschwäbischen Ravensburg, die mütterlichen Ahnen großenteils aus Franken – werden die Wurzeln der Herkunft bloßgelegt. Das karge, aber nicht enge Elternhaus bemüht sich im Kampf um das tägliche Brot, den Söhnen eine gute Ausbildung zu sichern. Erste Kinderjahre in Lauffen, die Schulzeit im Stuttgart der 70er Jahre, die Seminare Maulbronn und Blaubeuren, das Studium der Theologie in Tübingen, das Leben im Stift und in der Verbindung, dem „Roigel“, Brautzeit und erste Anstellung als Vikar in Kuchen, „Helferatsverweser“ in Leutkirch, dann Ehestand und Pfarramt in Forchtenberg: das Biographische immer eingebettet in die geographisch und historisch durchleuchtete Darstellung der Umwelt und ihres „täglichen Lebens“. In Forchtenberg bringt das „Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“ den Wendepunkt zur akademischen Laufbahn, zuerst als Universitätsbibliothekar und Privatdozent in Tübingen (1901–1919) mit dem Höhepunkt des alphabetischen Hauptkatalogs und der Mitarbeit an der Landesbeschreibung. Sie führte zur Habilitation als Geograph in Erlangen (1919–1934) und zur Krönung des wissenschaftlichen Lebenswerks. Das

Erwandern der Heimat, die für den Geographen unerlässlichen Reisen, die Teilnahme an Gelehrtenversammlungen, das Reifen der wissenschaftlichen Werke, den akademischen Betrieb, den Bekanntenkreis und ganz Persönliches läßt Gradmann uns miterleben. Die Rückkehr nach Tübingen (1936) verbindet den durch den Tod der geliebten Gattin im Jahre 1930 einsam gewordenen Mann wieder mit alten Freunden. Die wissenschaftliche Arbeit des Emeritus geht weiter, auch noch in dem letzten Abschnitt dieses Gelehrtenlebens, das im Pfarrhaus zu Sindelfingen, in der Familie der Tochter, seinen Ausklang findet (1945–1950).

Hat auch ein äußerer Umstand, die 100. Wiederkehr des Geburtstags, dazu geführt, gerade diese Erinnerungen als ersten Band der Schriftenreihe zu veröffentlichen, so ist damit doch ein ganz besonders glücklicher Anfang gemacht worden. Gewiß, was hier ein berühmter Gelehrter, nicht zuletzt auch über seinen wissenschaftlichen Werdegang und seine akademische Tätigkeit, berichtet, ist nicht „das Leben des gemeinen Mannes“, das zu erhellen sich die Schriftenreihe, weil hier das Dunkel am größten, in erster Linie vorgenommen hat, dies aber keineswegs ausschließlich, denn ihr Ziel ist, das wirkliche Leben des Volkes in allen seinen Schichten zu erfassen. Dazu tragen Gradmanns fesselnde Aufzeichnungen schon ihrer Absicht nach in der fruchtbarsten Weise bei, denn er wollte seinen Enkeln mit der Schilderung seines Lebensweges zugleich auch ein anschauliches Bild seiner Umwelt und der Lebensverhältnisse seiner Zeit zeichnen.

v. Ruepprecht

Peter Kurz, 200 Jahre Schwenninger Uhren, Herausgeber: Stadtverwaltung Schwenningen, 334 Seiten. Das vorliegende Buch berichtet über die 200jährige Entwicklung einer der bedeutendsten deutschen Uhrenstädte. Mit 1765 wird das Geburtsjahr der Schwenninger Uhrenfertigung angegeben. Wie aus dem interessanten und knapp gefaßten geschichtlichen Rückblick zu entnehmen ist, fing die Entwicklung in kleinsten Werkstätten mit der handwerklichen Uhrenfertigung an, wie wir sie uns heute nicht mehr vorstellen können. Grund genug, in unserer industrialisierten Zeit einmal anlässlich eines Jubiläums auf die Anfänge hinzuweisen und einen Einblick in die Schwierigkeiten des Beginns zu geben. Aus diesen kleinsten Fertigungsstätten entwickelten sich im Laufe von zwei Jahrhunderten und im Zusammenhang mit der Industrialisierung leistungsfähige Uhrenfirmen, von denen die größten, beispielsweise Kienzle, Mauthe, Müller-Schlenker, heute in zahlreichen Ländern der ganzen Erde gut bekannt sind.

Das Buch schildert – oft mit treffenden Detaildarstellungen und vielen Bildern – zahllose Probleme, die immer wieder von den einzelnen Unternehmern, aber auch von ihnen gemeinsam gelöst werden mußten, so beispielsweise die langen Diskussionen um eine staatliche Unterstützung der aufstrebenden Uhrenindustrie in den Jahren um 1860.

Neben dem zusammenfassenden geschichtlichen Rückblick kommen in vielen Einzelberichten Persönlichkeiten der Schwenninger und Schwarzwälder Uhrenindustrie zu Wort, um insbesondere über die neuere Entwicklung der Schwenninger Uhrenindustrie, die sie vielfach selbst miterlebt haben, zu berichten. Hier sind die verschiedenen Beiträge über den Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg mit seinen Zerstörungen auch in der Schwenninger Industrie von besonderem Interesse.

Das Buch schließt folgerichtig mit einer Reihe von Beiträgen, die einen Ausblick auf die Zukunft geben. Dieser Ausblick klingt summa summarum nicht sehr ermutigend,

und es drängt sich die Parallele zu der Situation nach dem ersten Jahrhundert, also um das Jahr 1865 auf. Während damals offenbar die Entwicklung vom Handwerksbetrieb zum Industriebetrieb den Schwenningern große Sorgen und Schwierigkeiten bereitete, ist es heute das Auftauchen neuer Konkurrenten aus Ländern außerhalb Europas, das die Schwenninger Uhrenindustrie vor eine völlig neue und in ihrer Tragweite oftmals noch nicht erkannte Situation stellt. Die durch den 2. Weltkrieg erlittenen Verluste an Absatzmärkten und die gleichzeitige Entstehung ernsthafter Konkurrenzländer stellen eine Gefahr dar, die im übrigen nicht allein die Schwenninger, sondern die gesamte deutsche Uhrenindustrie bedroht. Wie vor 100 Jahren also müssen offensichtlich auch heute neue Wege gefunden, es müssen neue Initiativen ergriffen, neue Möglichkeiten – seien sie technischer oder ökonomischer Art – müssen entwickelt werden. Die Beiträge deuten Lösungsmöglichkeiten in der Form von engeren Zusammenschlüssen, einer engeren Partnerschaft, weiterer Spezialisierung, Automation, Typenbeschränkung, gemeinsame Absatzwege etc. an. Alle Vorschläge erfordern ein oft unbequemes Umdenken und einen Bruch mit bisherigen Gepflogenheiten. Das Buch gewinnt durch die letzten Beiträge besondere Aktualität und seine an einigen Stellen dargelegten, konkreten Vorschläge für eine neue Konzeption verdienen aufmerksame Beachtung. Der Inhalt des Buches wird abgerundet durch eine allgemeine Darstellung der Geschichte der Zeitmessung, die jedem Leser als willkommenes Nachschlagewerk dienen wird.

H. Kittel

Adelheid Schumm, Entwicklung des Medizinalwesens in der Grafschaft Hohenlohe. Mit einem Überblick über medizingeschichtlich wichtige Bestände des Hohenlohe-Zentralarchivs in Neuenstein. Tübingen. Fotodruck Präzis. 1964. 110 S.

Es ist erfreulich, daß der Entwicklung des Medizinalwesens in Hohenlohe eine besondere Arbeit gewidmet wurde und erweckt die Hoffnung, daß das Tübinger Institut für Medizingeschichte (Direktor Professor Dr. W. von Brunn) sich noch weiteren Stoffen aus der Geschichte unseres Landes zuwenden wird. Die Lage war im vorliegenden Fall besonders günstig, da die Verfasserin (medizinische Doktorandin) Tochter des hochverdienten Begründers und Leiters des Hohenlohe-Zentralarchivs in Neuenstein (ab 1945) Karl Schumm ist, der selbst schon diesen Gegenständen sein Interesse zugewandt hatte und die Verfasserin in alle Schlußwinkel seiner und der umliegenden Archive einführen konnte.

Die Verfasserin gibt selbst eine Zusammenfassung ihrer Ergebnisse (S. 66–68), die aber das Studium der ganzen Arbeit nicht ersetzt. Denn deren Wert beruht gerade in der quellenmäßigen Darstellung des oft unscheinbaren Einzelnen, das in folgende Kapitel gegliedert ist: Zum Archivmaterial – Stadtphysikate und die Stadt- und Leibärzte in der Grafschaft Hohenlohe (erster besoldeter Wundarzt in Öhringen 1486) – Einige Leibmedici (Frauen als „Ärztinnen“ S. 42) – Chirurgen, Wundärzte und Barbierer – Bader und Badstuben – Hebammenwesen. Daß dabei viel Volkskundliches unterläuft, ist selbstverständlich.

So kann die Orts- und Kulturgeschichte (auch Wörterbücher) der Arbeit manches entnehmen. Vor allem aber tritt wiederum, worauf schon der in Neuenstein aufgewachsene Karl Weller verwiesen hat, die fürsorgliche Verwaltung dieses in viele kleine Linien aufgesplitterten Kleinstaats durch seine Grafen und Fürsten – immer freilich in den gesetzten Grenzen – eindrucksvoll heraus. Eine ganze Reihe von Abbildungen schmückt das willkommene kleine Werk.

Hermann Haering



Wenn Sie es richtig anpacken

Dann haben Sie viel Geld so ganz nebenbei und auf einmal verdient. Das Rezept: richtige Geldanlage bei der Sparkasse. Das kostet nichts. Im Gegenteil. Beim prämierten Sparen schenkt Ihnen der Staat 20 bis 30% Prämie. Die Sparkasse zahlt noch Zinsen und Zinseszinsen. Der Abschluß vor dem 30. 6. (das ist ein Sonntag!) bringt Ihnen ein halbes Jahr Zeitgewinn.

Wenn die Sparkasse Geldanlage sagt, dann meint sie nicht nur das Sparkassenbuch. Das Angebot ist größer als Sie vielleicht denken. Sparkassenbrief, Wertpapiere – was immer Sie interessiert. Wir sagen Ihnen gerne, wie Sie es richtig anpacken.



Wenn's um Geld geht
SPARKASSE

Inletts — Einschütte

Jacquard- und gestreifte
Matratzendrelle

Berufsköper



KOLB & SCHÜLE AG
7312 Kirchheim-Teck

**Audi 60, 55 PS -
neu in der
1500er-Klasse.
Die ganze
Audi-Konzeption
für 6.990,-**

ab Werk — einschließlich Umsatzsteuer

**Autohaus
HANS ANGELMAIER
Auto-Union-Händler**

Weilheim-Teck
0 70 23/2 95

Kirchheim-Teck
0 70 21/5 59 28



Sparen Sie



in unseren gut verzinslichen mündelsicheren

Pfandbriefen und Kommunalobligationen!

Benötigen Sie für Alt- und Neubauten, Geschäftshäuser, Hauskäufe, Modernisierungen usw. Geld? Dann kommen Sie zu uns und lassen Sie sich die Bedingungen für

Hypotheken und Kommundarlehen

nennen. Oder fordern Sie schriftliche Angebote von uns an.

Die hundertjährige

Württembergische Hypothekendarlehenbank

bietet Ihnen Gewähr für fachmännische Beratung.

7 Stuttgart 1 · Postfach 770 · Büchsenstraße 28
Telefon 29 11 56 · Fernschreiber 07 22 045



WERKDRUCK
KATALOGE
ZEITSCHRIFTEN
PROSPEKTE
ROTATIONSDRUCK

Fordern Sie unverbindlich Angebote

WAIBLINGER KREISZEITUNG
Remstal-Bote GmbH.

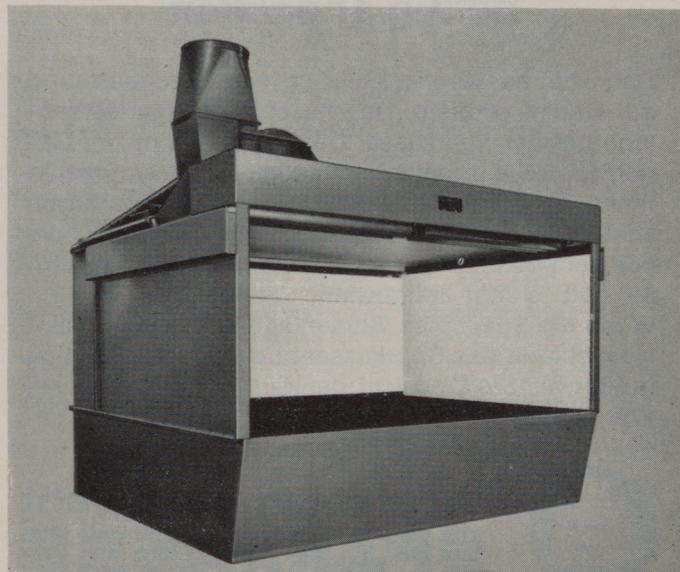


705 Waiblingen
Siemensstraße 11
Telefon (07151)
5 20 06

Spritzkabinen mit Luftauswaschung und wasserberieselten Wänden



PRIMAG



PRIMAG - Spritzmaschinenbau GmbH.
7312 Kirchheim-Teck · Postfach 90
Tel. (07021) 6056 · FS. 07 267 882

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus

Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

PETER LAHNSTEIN

LUDWIGSBURG

*Bei Kohlhammer
erscheint im Herbst
ein Leckerbissen
für jeden Schwaben*

Aus der Geschichte einer europäischen Residenz
Etwa 140 Seiten. 8 Farbtafeln, etwa 25 Schwarzweiß-Abbildungen.
Format 21 × 24,5 cm. Leinen etwa DM 29.–

Württemberg und seine Geschichte in den Jahren nach dem Siebenjährigen Krieg (1763) bis zum Tod des ersten Königs, Friedrich (1816): dies ist der Rahmen des farbenfrohen Bildes von der Residenz Ludwigsburg. Geschichte aus der Feder Peter Lahnsteins ist wahrhaftig eine genüssliche Lektüre, denn Lahnstein berichtet nicht nur ungeheuer viel, er weiß auch zu erzählen: von Monarch, Mätresse, Militär und Musen, den Dichtern, Denkern und Politikern. Zeitgenössische Abbildungen ergänzen das erzählerische Kolorit aufs intimste. Text und Bild ergeben das Porträt einer Stadt, die sich einige Jahrzehnte lang im Rampenlicht der europäischen Geschichte sonnte.



W. KOHLHAMMER VERLAG

Seit 1804

*F. Aigner Buchhandlung
vormals Hofbuchhandlung*

*Ludwigsburg, am Arsenalplatz
Telefon 2 33 23
(auch Württembergica)*

Ihr Eigenheim durch Wüstenrot

Wüstenrot ermöglicht auch Ihnen den Erwerb von Haus- oder Wohnungseigentum. Bitte verlangen Sie die Informations-Broschüre „Man kommt zu was durch Wüstenrot“ direkt beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte deutsche Bausparkasse

Wüstenrot



Wenn Sie Ihren Urlaub im Auge haben ...
Reiseschecks, Reisekreditbriefe, Geld in jeder
Währung von uns!

 **VOLKSBANK**



Württembergica bei Kohlhammer

Württembergs geliebte Herren

Biographie der Regenten von Württemberg von Herzog Eberhard im Bart bis zum König Friederich mit deren Abbildungen.

Darstellung aus dem Jahre 1821 von Karl Pfaff mit einer Einführung von Peter Lahnstein
80 Seiten. 2 Schwarzweiß-Tafeln. 15 sechsfarbige Offset-Tafeln. Ln DM 29,—

»Die köstlichen handkolorierten Bildnisse sind hervorragend wiedergegeben und sie vermitteln eindrucksvoll die Atmosphäre der jeweiligen Zeit. Ein aufschlußreiches Werk für jeden, der Anteil an der Geschichte seines Landes nimmt.«
Süddeutscher Rundfunk

Gerhard Storz

Die Schwäbische Romantik

Dichter und Dichterkreise im Alten Württemberg

160 Seiten. Ln DM 19,80

»Storz, dem schwäbischen homme de lettre und seinem so ausgebreiteten und profunden Wissen, seinem klaren Deutsch und seiner Gabe zur lebendigen, anschaulichen Darstellung verdankt man ein gutes Buch. Das Literarhistorische bleibt bei ihm bestimmend, das Landesgeschichtliche tritt zurück.«
Frankfurter Allgemeine

Max Schefold

Alte Ansichten aus Württemberg

Band I Abbildungsteil: 148 Seiten und 320 Schwarzweiß-Tafeln mit 449 Abbildungen.
Ln DM 48,—. Band II Katalogteil: 901 Seiten. Ln DM 56,—

»Alle erreichbaren Ansichten von Städten, Dörfern und vielen einzelnen Örtlichkeiten von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit genauen Hinweisen auf Fundorte und Schrifttum: Erstmalig und erschöpfend ein vorbildlicher Beitrag auch zur städtegeschichtlichen Forschung.«
Blätter für deutsche Landesgeschichte

Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

Mit Ausblicken auf Baden

2. Auflage. 260 Seiten Text, 3 Karten, 4 Stammbäume und 57 Bildtafeln, Ln DM 13,70

»In der Müllerschen Geschichtsdarstellung ist die Entwicklung des kulturellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in lebendigem Stil mit eingeflochten.«

Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Schwäbische Volkssagen

Vom Schwarzwald zum Allgäu — vom Taubergrund zum Bodensee
Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

212 Seiten mit 22 alten Holzschnitten und 8 Kunstdrucktafeln. Ln DM 14,80

»Eine das ganze südwestdeutsche Gebiet umfassende, wohlausgewählte und ergänzte neue Sagensammlung war längst fällig. Sie wird bald zu einem beliebten Hausbuch.«

Süddeutscher Rundfunk

W. Kohlhammer Verlag



J.W.H.
1826

BÜCHER

DURCH DAS GANZE JAHR VON

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

Raber u. Märcker

ADREMA Adressier- und Organisations-Anlagen
ADREMA Postbearbeitungsmaschinen
APECO Elektrostatische Photokopiergeräte
ROTO Bürodrucker und Vervielfältiger,
Offsetmaschinen
WANDERER Buchungsautomaten
WANDERER Elektronische Rechenautomaten
WANDERER Elektronische Fakturier- und
Abrechnungsautomaten

neuezeitliche
Büromaschinen

Stuttgart N · Fritz-Elsas-Straße 48 · Telefon 22 55 41



Im Zentrum von Kirchheim-Teck,
in der Marktstraße 33, eröffneten
wir am Dienstag, dem 21. Mai 1968,
unsere neue

Filiale Kirchheim-Teck

Telefon 45041, Fernschreiber 07 267820

COMMERZBANK

SEIT 1870

Kassenstunden:

Montag - Mittwoch 8.00 - 12.15 u. 14.00 - 16.30 Uhr

Donnerstag + Freitag 8.00 - 12.15 u. 14.00 - 18.15 Uhr

Bitte besuchen Sie uns
in unseren neuen Geschäftsräumen.
Parkmöglichkeiten vorhanden.

URSPRINGSCHULE

Das Landschulheim
am Südhang der Schwäbischen Alb
Staatl. anerkanntes
math.nat.Gymnasium (Vollanstalt)

Klassen I-III in Schloß Mochental b.Munderkingen
Klassen IV-IX in Urspring bei Schelklingen

Auskünfte über Schüleraufnahmen durch die

Schulleitung der Urspringschule:
Oberstudiendirektor Pfarrer Schiek
7933 Schelklingen
Tel. 07394-261



Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen:



Merkur-Werbung
Stuttgart-S
Staffenbergstraße 44
Postfach 740
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

Die Schwaben in Italien

Reisebilder aus Italien

Berichte und Erlebnisse schwäbischer
Italienfahrer aus drei Jahrhunderten

Gesammelt und erläutert
von Dorothea Kuhn

116 Seiten. 29 einfarbige Zeichnungen, Vignetten. 4 farbige
Abbildungen auf Kunstdruck. 2 einfarbige Stiche, 1 mehr-
farbiger, doppelseitiger Stich. Format 21,5×28,9 cm.
Leinen DM 34.-



W. Kohlhammer Verlag

In diesem Band ist eine Auswahl der liebenswürdigsten und leben-
digsten Reisebeschreibungen von Italien aus drei Jahrhunderten, vom
Ende des 16. bis ins 19. Jahrhundert zusammengetragen. Sie stammen
aus der Feder schwäbischer Weltmänner, Künstler und Kavaliertouristen.
Daß besonders die Schwaben es waren, die dieses Land „eroberten“,
ist wohl ihnen, von den Brüdern Grimm im Deutschen Wörterbuch als
Wanderlust und Mitteilbarkeit charakterisierten Wesenszügen zuzuschreiben.
Sie werden den Menschen des süddeutschen Landstrichs zwischen
Schwarzwald, Lech und Bodensee noch heute nachgesagt. Die Vorliebe
für südländische Lebensart hat unzählige Schwaben nach Italien gelockt.

Wandertrieb, Erzählfreude und der Wesenszug, das Erworbene zu
bewahren, brachten eine Fülle von Reisebildern hervor. In geographi-
schen, künstlerischen und politisch-sozialen Schilderungen entsteht ein
farbiges Bild italienischer Landschaft, Lebensart und Kultur jener
Zeiten, das zum modernen Tourismus unserer Tage in reizvollem
Kontrast steht.

Dieser Band ist damit ein wertvolles Zeugnis deutscher Geistes- und
Kulturgeschichte in ihrer fruchtbaren Beziehung zu Italien. Graphiken,
Zeichnungen und Gemälde bedeutender Künstler der barocken,
klassischen, romantischen und nachromantischen Zeit (Schickhardt,
Furttentbach, Schönfeld, Harper, Dannecker, Hetsch, Thouret, J. A.
Koch, Schick u. a.) illustrieren die mit Genuß zu lesenden Reise-
eindrücke aufs anschaulichste. Durch Anlage und Ausstattung ist das
Buch eine bibliophile Kostbarkeit.

WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart

Niederlassungen:

Friedrichstraße 22 Ruf 299401
Eberhardstraße 20 Ruf 246004
Goldabteilung Ruf 245980

Göppingen
Hechingen
Metzingen
Nürtingen

Ravensburg
Reutlingen
Schorndorf
Sindelfingen

Tübingen
Uhingen
Ulm
Ulm-Weststadt

OMNIBUS KÖNIG

Kirchheim/Teck

Telefon 23 48

Verschiedene Linienverkehre
und Stadtverkehr Kirchheim

**Reiseverkehr mit den
modernsten Omnibussen**

von 20 - 63 Sitzplätzen

POSTSPAREN



**überall Spargeld
immer Bargeld**



„Sternwarte“.

Das ist eine von 3700 Mercedes-Benz
„Sternwarten“ in der ganzen Welt.

Wo Sie den Stern sehen, erhält Ihr Mercedes Benz die Wartung, die er braucht.
Immer haben Sie die Garantie, daß sich geschulte Fachkräfte um Ihren wertvollen Wagen kümmern.

Autohaus Karl Russ Vertreter der Daimler-Benz AG, 7312 Kirchheim-Teck, Telefon 5 40 81

Das ist ein »Stilmöbel«



Im Stil unser Zeit. Im Stil der Welt des modernen Design.

behr design 1735
für Wohn- und Arbeitsräume.
Ein konsequentes Industrieprogramm
mit rustikalem Akzent.

Mit behr design 1735
demonstrieren wir erneut
die ehrlichen Vorzüge
des modernen Design.

Den Stil unserer Zeit.
In der umfassenden Schau
im Haus der guten Form
zeigen wir göltiges Neues.

Die Wohnwelt von heute.
Schauen Sie sich die neuen Beispiele an.
Fragen Sie nach den weißen Möbeln mit
den schwarzen Stollen aus Massivholz.

Behr Möbel GmbH.
Das Haus der guten Form.
Stuttgart. Im Hindenburgbau.
Telefon: (0711) 290658.
Ulm/Donau. Neue Straße 52.
Telefon: (0731) 63407.
Ravensburg. Marktstraße 12.
Telefon: (0751) 3382.
Wendlingen/Neckar. Behrstraße.
Telefon: (07024) 7951.
Interior. Behr + Döhler.
Das Haus der guten Form.
Frankfurt/M. Berliner Straße 56-58.
Telefon: (0611) 288444.
Düsseldorf. Immermannstr. 50-52.
Telefon (0211) 350314-16.
Behr Möbel in Berlin bei:
Neue Wohnkultur, Berlin 41
Hauptstraße 92-93 · Tel.(0311) 830291



international